

Gotthold Ephraim Lessing

Ein Schreibwettbewerb des Amtes für Bildung
zum 275. Geburtstag



Texte

der Preisträgerinnen und Preisträger



Freie und Hansestadt Hamburg
Behörde für Bildung und Sport
Amt für Bildung

Wir danken der Lessing-Gesellschaft e.V., Sitz Hamburg,
dem Thalia-Theater in Hamburg, dem Insel-Verlag, Frankfurt a. M.
und Leipzig, für die freundliche Unterstützung des Wettbewerbs.

In der Jury arbeiteten mit:

Rolf Appel, Vorsitzender Lessing-Gesellschaft e.V.

Hartmut Deutmoser, Amt für Schule

Burkhard Dormagen, Wettbewerbskoordinator

Christina Ratka, Dramaturgin am Thalia-Theater

Rita Schmitt, Lektorin für Literatur, Theater, Kunst, Hamburger Öffentliche
Bücherhallen

Dr. Wolfgang Schömel, Literaturreferent der Kulturbehörde

Prof. Dr. Jörg Schönert, Literaturwissenschaftler, Universität Hamburg

Impressum

Herausgeber:

Behörde für Bildung und Sport – Amt für Bildung,
im November 2004

Redaktion:

Burkhard Dormagen, Referat S 13/4

Layout: Christa Broders, BBS, V 234-2, Text und Grafik

Titelbild:

Lessing. Gemälde von Johann Heinrich Tischbein d. Ä., 1760

Mit Genehmigung des Ullstein Bilderdienstes, Berlin



Gotthold Ephraim Lessing

Ein Schreibwettbewerb des Amtes für Bildung zum 275. Geburtstag

Texte der Preisträgerinnen und Preisträger

Vorworte	5/6
<i>Laudatio auf die Preisträgerinnen und Preisträger der Klassen 5-8</i>	7
Texte der Preisträgerinnen und Preisträger der 5. und 6. Klassen	11
Texte der Preisträgerinnen und Preisträger der 7. und 8. Klasse	19
<i>Laudatio auf die Preisträgerinnen und Preisträger der Klassen 9-13</i>	26
Texte der Preisträgerinnen und Preisträger 9. bis 13. Klassen	30
Weitere interessante Beiträge	49

Vorwort

Gotthold Ephraim Lessing lebte nur drei Jahre lang in Hamburg, aber sein Leben und Werk sind vielfältig mit Hamburg verknüpft. Im Frühjahr 1767 kam er voller Hoffnungen als Dramaturg an das neu gegründete „Nationaltheater“, das am Gänsemarkt stand. Er schrieb die *Hamburgische Dramaturgie*, in der er das Theaterleben kritisch begleitete. Noch 1767 wurde seine Komödie *Minna von Barnhelm* in Hamburg uraufgeführt und dann zum erfolgreichsten Stück des Nationaltheaters. Lessing war auch sonst sehr produktiv in den Hamburger Jahren und arbeitete z. B. intensiv an *Emilia Galotti*.

Lessing genoss aber zunächst auch die Weltoffenheit der Kaufmannsstadt Hamburg und nahm am gesellschaftlich-kulturellen Leben rege teil. Er schloss zahlreiche Freundschaften mit anderen Dichtern, aber auch mit Schauspielern, Philosophen und Theologen, und gründete einen eigenen Verlag. Doch seine Hoffnungen erfüllten sich nicht. Enttäuscht und arm trat Lessing im Frühjahr 1770 eine Stelle als Hofbibliothekar in der herzoglichen Bibliothek Wolfenbüttel an.

Trotzdem blieb Lessing Hamburg in den folgenden Jahren bis zu seinem Tod eng verbunden. Er heiratete 1771 die Hamburger Kaufmannswitwe Eva König und wurde Mitglied der Freimaurerloge „Zu den drei Rosen“, die es heute noch gibt. In Hamburg war sein Freundeskreis, und mehrfach besuchte er die Stadt.

In Hamburg ist Lessing in sichtbarer Erinnerung durch sein Denkmal auf dem Gänsemarkt geblieben. Es wurde 1881 zum 100. Todestag errichtet. Zum Jubiläumsjahr 2004 wurde von der Lessing-Gesellschaft damit begonnen, es umfangreich zu renovieren. 1929, zum 200. Geburtstag, stiftete der Hamburger Senat den Lessingpreis. Ein Medaillon mit dem Porträt Lessings hängt übrigens in der Rathausdiele. Zu sehen ist Lessing auch vorn am Schauspielhaus: in Stein gehauen neben Shakespeare, Goethe, Schiller, Grillparzer und Kleist.

Alles in allem gibt es also Gründe genug, Lessing anlässlich seines 275. Geburtstags auch in Hamburg zu feiern, und die Behörde für Bildung und Sport wollte mit einem kreativen Schreibwettbewerb zu seinen Ehren dazu beitragen. Der Schreibwettbewerb sollte die Schülerinnen und Schüler dazu ermutigen, sich mit seinem Leben und seinem Werk zu beschäftigen, ihre persönlichen Leseerfahrungen zu gestalten und kreativ auf seine Texte zu reagieren.

Den Lehrerinnen und Lehrern, die ihre Schülerinnen und Schüler in vielfältiger Weise an das Werk von Lessing herangeführt haben, möchte ich sehr danken. Mein herzlicher Dank gilt auch der Jury, Herrn Burkhard Dormagen, der den Wettbewerb in bewährter Weise koordiniert hat, und den Sponsoren.

Den Leserinnen und Lesern der vorliegenden Broschüre wünsche ich ein unterhaltsames Lesevergnügen. Die originellen und oft auch anspruchsvollen Texte belegen, wie anregend Lessing heute noch – auch auf junge Leute – wirken kann.

Hartmut Deutelmoser

Behörde für Bildung und Sport, Fachreferent für Lese- und Schreibförderung

Ein Weg zurück und wieder nach vorne: Lessing 2004

Was werden die Schüler, besonders die jüngeren, wohl gedacht haben, als sie oben auf dem Ausschreibungsblatt lasen: 275. Geburtstag? Vielleicht dies: 275 Jahre alt, das ist mehr als 250 Jahre älter als ich, dann hat dieser Lessing also vor undenklichen Zeiten gelebt, irgendwann im Mittelalter. Typisch Schule: Immer ist alles total veraltet, womit wir uns beschäftigen müssen.

Nun, *müssen* stimmte diesmal nicht – schließlich war es ein freiwilliger Wettbewerb, und so wäre die zweite spannende Frage: Was hat immerhin weit über 200 Schüler bewogen, trotzdem mitzumachen, trotz der gewaltigen Zeitdifferenz, trotz des Bildes mit dem seltsamen Rüschenkragen und dem mehr als befremdlichen Dreieckshut? Sicher, da waren die Deutschlehrerinnen und -lehrer, die behutsam drängten, da war die Aussicht auf Preise und Anerkennung, da war bei vielen bestimmt auch der Spaß am kreativen Schreiben. Aber vielleicht war da auch noch etwas anderes (und darauf hatten wir im Stillen gehofft, als wir es wagten, den Hamburger Schülerinnen und Schülern diesen alten Herrn und seine Texte als Schreibenanlass vorzusetzen): Vielleicht war es so, dass beim Lesen der Fabeln, der frechen Gedichte, der Theaterstücke und anderer Werke sozusagen etwas aufblitzte – die Ahnung, dass da jemand schreiben kann, dass mit wenig klaren Worten alles gesagt ist, dass dieser Autor, wenn man den äußeren Staub der Jahrhunderte beherzt abschüttelt, so gar nicht verstaubt denkt und fühlt und schreibt. Und dass es immer wieder um Themen geht, die nicht so veraltet sind, wie man befürchtet hatte, die einen etwas angehen – sogar Kinder und Jugendliche des 21. Jahrhunderts.

Wer in den Schülertexten liest, sieht eben diese Vermutung bestätigt: Vielen Schülern gelingt der Sprung zurück in alte Zeiten und von dort wieder nach vorn, mitten in die Gegenwart. Mal eher mit technischen Modernisierungen: etwa in der Fabel vom Wettstreit zwischen Telefon und Handy, oder wenn eitle Pfauen ins Sonnenstudio gehen, der Hase auf der Waldparty Achterbahn fährt und wenn man mit dem alten Herrn Lessing per E-Mail Kontakt aufnimmt. Oder, noch öfter, wenn stillschweigend vorausgesetzt wird, dass Lessings alte Themen im Grunde noch die heutigen sind – seien es die ganz einfachen menschlichen wie die Eitelkeit, die Dummheit oder die Gier, seien es die eher politischen wie der Mangel an Toleranz, die Herrschaft der Ignoranten und Selbstsüchtigen oder die Borniertheit derjenigen, die sich immer auf der ‚richtigen‘ Seite wähnen.

Und manche Schreiber machen die gedankliche Zeitreise direkt zum Objekt ihrer dichterischen oder gedanklichen Texte: Wenn etwa Lessing in den Deutschunterricht kommt und Erfahrungen ganz spezieller Art macht, wenn er 2004 vergeblich auf Arbeitssuche geht; wenn der Fund eines alten Buches plötzlich ganz besondere Folgen hat oder wenn sehr ernst über Lessings aufklärerisches Vermächtnis für unsere Zeit nachgedacht wird (und dabei nicht Lessing, sondern eher unser Zeitalter ganz alt aussieht!).

So haben sich Hamburger Schüler ihren Lessing angeeignet: imitierend, variierend, modernisierend; mit spielerischer Leichtigkeit und mit gedanklicher Schwere – je nach Temperament und Altersstufe.

Die neuen Rahmenpläne für das Fach Deutsch haben dem alten modernen Lessing wieder einen wichtigen Platz zugewiesen; schön wäre es, wenn etwas von dem Aneignungs- und Schreibvergnügen, das sich in den Wettbewerbstexten erkennen lässt, auch im ganz normalen Unterricht verwirklichen ließe!

Burkhard Dormagen

Laudatio auf die Preisträgerinnen und Preisträger der Klassen 5 - 8

Liebe Schreiberinnen und Schreiber der Klassen 5 bis 8, und vor allem:
Liebe Preisträgerinnen und Preisträger!

Gerne wäre ich dabei gewesen, als ihr das erste Mal das Blatt mit der Wettbewerbs-Ausschreibung in den Händen hieltet. Was mögt ihr wohl gesagt, gedacht und gefühlt haben, als ihr rechts oben etwas von einem unglaublichen 275. Geburtstag gelesen habt? Und als ihr oben links das Bild eines Mannes saht, der – nach seinen Kleidungsstücken zu urteilen – mindestens aus dem Mittelalter stammen musste? Welch eigentümlicher Rüschenkragen und welch mehr als seltsamer Dreieckshut! Vielleicht hat ja mancher von euch gerechnet: 275 Jahre, da passe ich mit meinen 11 oder 12 oder meinerwegen auch 14 Jahren doch mindestens zwanzig Mal hinein – was für eine Zumutung, sich mit diesem Herrn aus grauen Vorzeiten beschäftigen zu sollen! Oder ihr habt müde gelächelt und gedacht: Typisch Schule! Alles muss alt, überholt und vermodert sein, bevor es uns im Unterricht angeboten wird.

Doch dann muss etwas passiert sein, das euch trotzdem, trotz dieser Zumutung, zum Schreiben gebracht hat. Da gab es vielleicht den mehr oder weniger sanften Druck der Deutschlehrer, die euch anregten, überredeten und betreuten. Oder die einfach ein Lessing-Projekt als Unterrichtsthema festsetzten – da macht man eben mit. Einigen wenigen Beiträgen – das kann ich ruhig zugeben – merkt man es an, dass sie so entstanden sind, eben beiläufig, ohne großen Aufwand. Doch für die allermeisten trifft dies nicht zu. Bei ihren Verfassern, bei euch vielen, muss es andere Beweggründe zum Schreiben gegeben haben: zum Beispiel die Aussicht auf einen Preis und damit auch auf öffentliche Anerkennung oder einfach das Vergnügen am kreativen Schreiben – diesem Schreiben, das nicht so eingengt und geregelt ist wie das übliche Schulschreiben mit seinen Vorgangsbeschreibungen, Inhaltsangaben und dialektischen Erörterungen.

Doch was hat das alles mit Lessing zu tun, um den es doch gehen sollte? Nun, zu dem komme ich jetzt. Ich glaube nämlich, dass es für viele von euch noch ein weiteres Schreibmotiv gab, eines, das mir – ehrlich gesagt – besonders wichtig ist und auf das wir insgeheim gesetzt haben, als wir es wagten, euch Hamburger Schülern diesen alten Herrn Lessing und seine Texte als Schreib Anlass vorzusetzen. Wir hofften einfach, dass beim Lesen der kurzen Fabeln, der frechen Gedichte und der anderen Werke dieses Schriftstellers etwas überspringen, etwas in euch aufblitzen würde, etwas, das den Graben von 250 Jahren überbrückt, so dass ihr denken könntet: Hoppla, ganz so verstaubt ist dieser Schreiber nicht. Auch wenn manche Worte und Formulierungen altmodisch und etwas fremd klingen, so versteht man doch gut, worum es ihm geht. Und worum geht es ihm? Erstaunlicherweise um ganz vertraute Dinge; um Alltägliches, um Eitelkeit, um kleine und große Machtkämpfe, um das Übervorteilen und Austricksen von Dümmeren und Schwächeren; und um Gefühle, die wir nur zu gut kennen: den Ärger zum Beispiel darüber, dass da jemand, nur weil er älter, größer, scheinbar würdiger ist, glaubt, auf uns Kleinere herabsehen zu dürfen, oder aber das wohlige Gefühl von tatenloser Trägheit, aus der uns nichts und niemand herausholen kann – sollen doch die anderen sich abrackern!

Ihr jüngsten Schreiberinnen und Schreiber aus den 5. und 6. Klassen solltet euch von Lessings Fabeln anregen lassen, selbst einmal so etwas zu schreiben – und ihr habt uns regelrecht überschüttet mit denkwürdigen Tiergeschichten, gereimten und ungereimten; über 90-mal konnten

wir lesen von Wölfen und Füchsen, Schafen und Eseln, Igel und Pferden, und – besonders beliebt bei euch – von Mäusen, Fröschen, Marienkäfern, Bienen, Ameisen und sogar Flöhen. Ja, diese ganz Kleinen und Schwachen haben es euch offenbar angetan, mit ihnen habt ihr euch identifiziert, und ihr habt in euren Geschichten dafür gesorgt, dass sie nicht den Kürzeren ziehen, dass sie zu ihrem Recht kommen und möglichst sogar in den Lebenskämpfen siegen – natürlich mit *ihren* Waffen, die nicht die Waffen der Großen und Starken sind: Geschicklichkeit, Witz, Verstand und Wendigkeit. Oder gar mit wahren Wunderkräften, wie einer der Flöhe, denen zwei Preisträger in Gedichtform Denkmäler gesetzt haben:

In der ziemlich komplizierten Geschichte von *René Pingel* vom Gymnasium Heidelberg nämlich, für die der junge Autor ganze 39 Strophen gereimt hat, muss ein einarmiger Junge mit seinem Freund, dem sprechenden Floh, manche Abenteuer überstehen, bis er als Belohnung für eine Heldentat vom Flohkönig mit einem neuen Arm beschenkt wird; keiner Prothese, sondern – ihr werdet es gleich hören – einem echten Arm aus Fleisch und Blut. Für diese wirklich verrückte Fabel mit Mensch und Tieren haben wir dir, René, einen der beiden **3. Preise** zuerkannt.

Der armen Ente aus der Geschichte von *Nele Sievers* vom Carl-von-Ossietzki-Gymnasium fehlen leider die wunderbaren Fähigkeiten des Flohkönigs, und etwas dumm ist sie auch. Um nicht als Festessen des gefräßigen Fuchses zu enden, behauptet sie, den Mond fangen zu können, doch ihre Versuche sind überaus enttäuschend, und nur mit einem Ratschlag der klugen Eule und mit Hilfe eines Buches kommt sie zum Ziel (darüber hätte sich Lessing gefreut!) und kann ausgerechnet den listigen Fuchs überlisten. Eine schön geschriebene Geschichte, Nele, für die du einen weiteren **3. Preis** bekommst.

Auch in dem Text von *Clara Günzl* aus dem Johanneum geht es um alles oder nichts, um Fressen oder Gefressenwerden – so, wie es in Fabeln eben üblich ist. Das arme Rehlein tritt ebenfalls in Verhandlungen mit dem Feind ein und kann dem bösen Wolf zumindest eine letzte Bitte abringen. Und dann rettet sie vor dem sicheren Tod das, was die Kleinen und Schwachen retten kann: Geschicklichkeit und zierliche Körpergröße. Hört selbst, wie das Reh entkommen kann. Herzlichen Glückwunsch, Clara, zu einem der **2. Preise**!

Und nun wieder zu einem Flohgedicht, das *Alexander Fischer* aus dem Gymnasium Oberalster mit der Moral enden lässt: „Unterschätze Flöhe nicht!“ Und warum nicht? Weil sein Floh nicht nur weit springen kann (das kann das Känguru leider noch besser), sondern weil er seinen großen Sportsfreund nach allen Regeln der Kunst austrickst und wie einst der Hase zum Igel sagen könnte: „Bün all hier“. Nicht ganz korrekt, aber sehr erfolgreich. Für dieses witzige und gut gereimte Gedicht bekommst du, Alexander, einen **2. Preis**.

Groß und Klein, das ist, wie ihr sicher schon ahnt, auch das Thema der Fabel von *Nora Czekalla* vom Friedrich-Ebert-Gymnasium. Ihre Maus, die sehr beleidigt darüber ist, dass die Giraffe in jeder Hinsicht auf sie herab sieht, bietet auch einen Wettkampf an,

den sie dann aber nicht mit einer List gewinnt, sondern mit geschickter Wahl der Bedingungen: Beim Wettlauf im Gestrüpp hat sie als Kleine natürlich die besseren Karten, und so kann sie dann der großen Verliererin (und uns Lesern) noch die folgende einleuchtende Weisheit auf den Weg geben: „Es ist nicht immer gut, groß zu sein, meine Größe hat eben auch Vorteile.“ So ist es, und diese Moral und diese lebendig geschriebene Fabel von der ausgleichenden Gerechtigkeit fanden wir Juroren so gelungen, dass wir dir, Nora, den **1. Preis** zugesprochen haben. Herzlichen Glückwunsch!

Noch ein Wort zur so genannten Moral, die doch angeblich immer zur Fabel dazu gehört: Viele von euch haben sich damit doch recht schwer getan, und ich war richtig erleichtert, als ich bei René folgenden Schluss lesen konnte: „Und die Moral von der Geschichte? Die verrät der Autor nicht!“ Recht hat er damit!

Keine moralische Fabel, sondern etwas ganz und gar Unmoralisches solltet ihr, die Jungautoren aus den 7. und 8. Klassen, erfinden: Ein Loblied auf eine Untugend. Warum? Weil Lessing es vorgemacht hat mit seinem Lob der Faulheit. Und weil es so schön ist, etwas aus ganzem Herzen zu preisen, was die meisten Menschen – und ganz besonders die vielen erziehenden Menschen, von denen Kinder und Jugendliche umstellt sind – keineswegs lobenswert finden können. Ganz offenkundig, das zeigen eure Texte, habt ihr Spaß daran gehabt. Und was habt ihr nicht alles dichterisch gepriesen! Die Unordnung und die Vergesslichkeit, das Abhängen und das Schlafen, die Undankbarkeit und das Beschimpfen, die Dummheit, die Unfreundlichkeit und – passend zum vormittäglichen Schulallerlei – das Kauen von Kaugummi im Unterricht. Sogar die Rücksichtslosigkeit und die Gewalt gehörten zu den hochgelobten Untugenden!

Die 13-jährige *Franziska Gerke* musste moralisch nicht so tief fallen und konnte den Slogan für ihr Lob einer Untugend direkt aus dem Werbefernsehen entnehmen: „Geiz ist geil“, meint sie, und findet dafür gute gereimte Gründe. Wenn sie dann zum Schluss von ihrem immer voller werdenden Spartopf schwärmt, fragt man sich, ob sie wohl ein großer Fan von Dagobert Duck ist. Jedenfalls gehst du, Franziska, auch bei uns nicht leer aus und machst zwar vielleicht kein Schnäppchen, aber bekommst doch einen **3. Preis**.

Henrik Bey vom Hansa-Gymnasium geht deutlich einen Schritt weiter. Nicht nur eine Unart wie Geiz will er – so verspricht es die Überschrift – verherrlichen, es soll schon etwas ganz Schlimmes sein, nämlich die Boshaftigkeit selbst. Auf ganz und gar unmoralische Gedanken stellt man sich als Leser ein und wird zunächst auch nicht enttäuscht: Alles, so scheint es, hat Henriks dichterisches Ich der Boshaftigkeit zu verdanken. Und dann gelingt dem jugendlichen Autor eine fein vorbereitete Wende (ich werde sie hier nicht verraten), und der Jugend gefährdende Aufruf zu ungebremstem Ausleben krimineller Energien wird eben noch gestoppt! Aus lauter Erleichterung über den Sieg von Recht und Gesetz haben wir dir, Henrik, auch einen **3. Preis** zuerkannt.

Bendix Fesefeldt vom Gymnasium Oldenfelde hat uns regelrecht überlistet. Er besingt

nicht nur die „Kunst des Verdrängens“, wie er die Untugenden der Schlampigkeit und Vergesslichkeit verharmlosend nennt, sondern beweist sozusagen am lebenden Beispiel ihre wohltuende Wirkung: In seiner leicht als autobiographisch zu entschlüsselnden Kurzgeschichte beschreibt er, wie sein Held den Termin zum Abfassen des Wettbewerbsbeitrags verpasst und verdrängt und dann erst nach den Ferien, nun schon als Neuntklässler, also eigentlich außer Konkurrenz, sich an die Arbeit macht – und natürlich *was* lobt? Eben die ‚Kunst des Verdrängens‘! Eine ziemlich schlitzohrige kleine Provokation, der wir – da sie außerdem noch gut geschrieben ist – unsere Anerkennung nicht versagen konnten: Herzlichen Glückwunsch, Bendix, zum **2. Preis!**

Auch der letzte Text, den ich hier loben darf, ist fast eine strenge Argumentation und beweist haarscharf, nämlich mit dem Gedicht selbst, wie positiv doch eine Untugend zu bewerten ist. *Merle Prehn* aus dem Carl-von-Ossietzki-Gymnasium, die sich wieder deutlich an Lessings Vorbild orientiert, lobt die Unordnung, die ihr so besonders kreativ erscheint. Ordnung, das heißt für sie: den Geist in Zügel legen; sie liebt es vielmehr, wie aus dem Chaos die Phantasie hervorschießt und schließlich die Lösung präsentiert – zum Beispiel dieses Gedicht selbst, das – wie sie berichtet – geradewegs aus ihrem leeren und chaotisch wirren Kopf entsprungen ist. Wir Leute aus der Jury, die alle auch Schreibende sind, haben still gelächelt und mancher fühlte sich wohl an eigene Schreibtischunordnung und vorübergehendes Gedankenchaos erinnert, die – wie Merle es uns vormacht – so schön zu rechtfertigen sind, wenn man sie freundlich als kreativ bezeichnet. Und vielleicht gab das den allerletzten Ausschlag dafür, dass wir dir, Merle, für dieses schöne und (wie gesagt) hilfreiche Gedicht den **1. Preis** gegeben haben. Herzlichen Glückwunsch!

Liebe Schülerinnen und Schüler – ob nun Preisträger oder nicht: Ich hoffe, dass ihr alle Schreiberinnen und Schreiber bleibt (mit oder ohne Chaos) und dass ihr Folgendes in Erinnerung behaltet: Es kann Spaß machen, sich von einem alten Herrn, der vorzüglich schreiben konnte und viel zu sagen hatte, zu eigener Kreativität anregen zu lassen. Macht weiter so!

Burkhard Dormagen

Gruppe A

Klassenstufen 5 und 6

1. Preis	Nora Czekalla , Kl. 6, Friedrich-Ebert-Gymnasium <i>Giraffe und Maus</i>	12
2. Preise	Alexander Fischer , Kl. 5, Gymnasium Oberalster <i>Der Floh und das Känguru</i>	13
	Clara Günzl , Kl. 6, Johanneum <i>Der Wolf und das Rehlein</i>	14
3. Preise	Nele Sievers , Kl. 6, Carl-von-Ossietzki-Gymnasium <i>Die Ente, die den Mond fangen wollte</i>	15
	René Pingel , Kl. 6, Gymnasium Heidberg <i>Der Junge und sein Floh</i>	17

Giraffe und Maus

... „Jetzt wirst du auch noch frech!“

Eine Giraffe stellte sich hinter den Löwen in eine Warteschlange. Da piepste ein Stimmchen von unten: „Hey, *ich* habe mich hinter dem Löwen angestellt. Du hast dich vorgedrängelt.“ Es war eine kleine Maus. Die Giraffe schaute nach unten und sagte: „Du kleines Ding, glaubst du, du hast mir etwas zu befehlen?“ - „Nur weil du größer bist, hast du nicht das Recht dich vorzudrängeln!“, erwiderte die Maus. „Du kleiner Nichtsnutz!“, sagte die Giraffe streng. „Jetzt wirst du auch noch frech.“ - „Ich bin kein Nichtsnutz“, sagte die Maus ärgerlich. „Das werden wir ja sehen“, meinte die Giraffe. „Wir machen ein Wettrennen.“ Die Maus zögerte. „Siehst du, da fängt es schon an“, spottete die Giraffe, „du mit deinen Stummelbeinchen hast sowieso keine Chance.“ Da meinte die Maus: „O.k, ich mache mit, wenn ich die Strecke aussuchen darf.“ - „Von mir aus“, meinte die Giraffe siegessicher.

Am nächsten Tag trafen sie sich wieder. Die Maus führte die Giraffe zum Waldrand. Man sah nur Gestrüpp und Bäume, einer neben dem anderen. Nur hinten sah man Licht. „Siehst du das Licht dahinten?“, fragte die Maus, „das ist die Lichtung. Von hier bis zur Lichtung geht die Strecke.“ „Aber...“, wollte die Giraffe gerade protestieren, da unterbrach sie die Maus: „Ich gebe das Startkommando. Auf die Plätze, fertig, los!“ Beide stürmten los. Die Maus flitzte durch den Wald auf die Lichtung zu. Der Giraffe aber wurden ihre langen Beine und ihr langer Hals zum Verhängnis. Sie verhedderte sich total im Gestrüpp, während die Maus geradewegs auf das Ziel zustrebte. Die Giraffe hatte ein echtes Problem. Als die Maus schon längst an der Lichtung angekommen war, kam die Giraffe erst an, total zerkratzt an Hals und Beinen. Die Giraffe tobte vor Zorn. Da sagte die Maus. „Es ist nicht immer gut, groß zu sein, meine Größe hat eben auch Vorteile.“

Nora Czekalla

Der Floh und das Känguru

... „unterschätze Flöhe nicht!“

Es lebte einst ein kleiner Floh,
Der sprang herum und war so froh.
Da kam das große Känguru
Und sprang viel weiter immerzu.
Es sagte: „Floh, bist du bereit?
Spring' einmal nur wie ich so weit!“
Der Floh sprang hin und wieder her
Und sagte: „Das ist gar nicht schwer.“
Das Tier macht einen Riesensprung,
Und sehnt sich nach Bewunderung.
Der Floh auf seinem Kopfe schreit:
„Schau nur, ich bin auch so weit!“
Wohin das Känguru auch springt,
Der Floh auf seinem Kopfe ringt.
Und die Moral von der Geschicht':
Unterschätze Flöhe nicht!

Alexander Fischer

Der Wolf und das Rehlein

... "Man frisst oder man wird gefressen."

Der Wolf wollte ein kleines Rehlein fressen und jagte es über Wiesen und Felder, über Stock und Stein.

Erschöpft lief das Rehlein in eine Höhle, aber der Wolf blieb ihm auf den Fersen. Während der Wolf das Rehlein langsam in eine Ecke der Höhle drängte, lief ihm das Wasser im Munde zusammen.

Das Rehlein sprach voller Angst: „Bitte verschone mich, ich habe dir nie etwas zu Leide getan, und nun willst du mich fressen.“

Der Wolf entgegnete aber nur grob: „So ist der Lauf der Dinge. Entweder man frisst oder man wird gefressen.“

„So gib mir nur noch einen letzten Wunsch“, sagte das kleine Rehlein, „lass’ mich noch einmal das Sonnenlicht sehen. Ich liebe es sehr.“

Der Wolf, der Spaß daran hatte seine Opfer zu quälen, lachte nur hämisch. „Deine lächerliche Bitte sei dir gewährt“, brummte er. Der Wolf wollte vorangehen, damit das Rehlein ihm nicht entfliehen könne, aber das Rehlein kannte die Höhle besser als er und sprang zu einem anderen Ausgang hinaus ins Freie.

Der Wolf wollte ihm nachsetzen, blieb jedoch kläglich in dem schmalen Spalt stecken, weil er aus Gier und Bosheit schon viele Rehe gefressen hatte und deshalb dick und rund geworden war.

Gier, Gefräßigkeit und Bosheit werden immer bestraft.

Clara Günzl

Die Ente, die den Mond fangen wollte

... „Warte, friss mich bitte nicht! “

Die Ente traf eines Tages munter vor sich hinsummend den Fuchs. Der Fuchs wunderte sich und fragte: „Warum läufst du nicht vor mir weg?“ Die Ente antwortete: „Warte, friss mich bitte nicht! Ich möchte eine Wette mit dir machen. Wenn ich den Mond in zwei Wochen fange, dann frisst du mich nie! Aber wenn ich den Mond nicht fange, dann darfst du mich bei einem ganz großen Festessen vor allen Gästen fressen und ich laufe nicht weg.“ Der Fuchs freute sich auf das Festessen und sagte feierlich: „Ja, die Wette gilt.“

Die Ente freute sich, obwohl ihr schon ein bisschen unheimlich bei der Sache war. Sie war der Meinung, dass sie einen schlaun Plan hatte. Sie watschelte nach Hause und übte Lassowerfen.

Nach sechs Tagen konnte sie schon zehn Meter hoch werfen – und das bei ihrer Größe. Sie sagte sich: „Diese Nacht werde ich den Mond fangen!“ Dann ging sie raus. Sie straffte das Seil, holte Schwung und warf. Das Lasso flog hoch in die Luft, doch fiel es, ohne dass es dem Mond auch nur annähernd nahe gekommen war, mit einem leisen Klöng auf den harten Boden zurück.

Die Ente war enttäuscht, dass es nicht geklappt hatte, sie konnte sich nicht erklären, wie der Mond so weit nach oben gekommen war.

Sie wusste nicht, was sie nun machen sollte. Deswegen ging sie zur weisen Eule, um diese um Rat zu fragen. Die Eule hörte der Ente aufmerksam zu und sagte: „Ich weiß, was du machen kannst. Nimm dieses Buch mit nach Hause und lies die Seiten 100-112 durch. Dort wirst du die Antwort finden. Du musst nur deine Freunde in fünf Tagen einladen und um 23:01 Uhr nach draußen gehen! Jetzt spüte dich, denn die Zeit drängt.“ „Vielen Dank!“, sagte die Ente und lief nach Hause.

Hier las sie das Buch; es ging um eine Mondfinsternis. In genau fünf Tagen würde es die nächste Mondfinsternis geben. Sie dachte sich, wenn die anderen Tiere den Mond nicht sehen, dann werden alle denken, dass ich den Mond gefangen habe! Aber was soll ich bloß als Mond nehmen? Da hatte die Ente eine Idee und kaufte eine rundliche,

... „Ich habe ihn gefangen!“

gelbe Rakete. Sie bereitete das Fest eifrig vor, und kaum war das Essen auf dem Tisch, da kamen auch schon die ersten Gäste, die Gänse, die Rehe und natürlich auch der Fuchs. Es kamen auch noch ganz andere Tiere von den Kröten bis zum Adler! Als endlich alle Platz genommen hatten, erhob sich die Ente und sagte: „Schön, dass ihr gekommen seid. Wir können jetzt rausgehen. Ich habe den Mond gefangen und kann ihn euch von ganz nahe zeigen! Danach muss ich ihn aber wieder freilassen.“

Der Fuchs lachte laut auf, allerdings war jetzt ein kleiner Funken Unsicherheit in seiner Stimme. Die Ente ging also mit den Gästen genau um 23:01 Uhr raus und sagte: „Seht an den Himmel, ist hier irgendwo ein Mond zu sehen?“ Stille. „Ich habe ihn gefangen“, sagte sie stolz und holte ein Seil mit dem „Mond“ daran aus dem Schuppen. Es ging ein Oh und Ah durch die Reihen, dann holte die Ente zwei Feuersteine und zündete die Lunte an. Sie begann zu brennen und plötzlich flog der „Mond“ in die Luft und explodierte mit einem lauten Knall. Kurze Zeit später kam der richtige Mond zum Vorschein. Die Tiere applaudierten und die Ente sagte: „Lasst uns rein gehen und essen.“ Alle Tiere gingen rein und aßen; nur einer fehlte, und zwar der enttäuschte Fuchs.

Die Moral ist:

Auch die Kleinen sind auf ihre Weise stark. Es kommt nicht auf die Größe an, denn die Ente konnte den Fuchs schließlich überlisten.

Nele Sievers

Der Junge und sein Floh

Es war einmal vor langer Zeit,
da lebte ein Junge, sehr gescheit.

Der Junge hatte sehr viel Charme,
doch hatte er nur einen Arm.

Sein Lieblingstier, das war ein Floh,
durch ihn blieb er ganz lebensfroh.

Selbst wenn er saß auf seinem Klo,
er dachte stets an seinen Floh.

Er liebte ihn so sehr,
als ob er ohne ihn nichts wär.

Der Floh, der konnte sogar reden
und so sein Glück ganz neu beleben.

Er sprach recht oft ganz gute Worte,
auch solche von der schwächsten Sorte.

Einstmals verliebte sein Herrchen sich,
er ward nervös und zitterig.

„Sie wollen all nichts von mir wissen,
weil sie den zweiten Arm vermissen.

Ach, mein lieber kleiner Floh,
ich schäm mich so.“

„Junge, du musst nach Norden gehen,
dich nach dem großen Stein umsehen.“

Der Junge tat's. Vor dem großen Stein
flüstert der Floh ihm ins Ohr hinein:

„Junge, geh jetzt nach Nordwest,
dort kommst du auf ein großes Fest.“

Bei dem Fest er angekommen,
war der Jungen ganz benommen:

Da waren doch nur Flöhe,
das war ja wohl die Höhe!

Des Jungen Floh sprang aus dem Ohr,
ging ein paar Schritte hüpf-hüpf vor.

Er setzt sich springend auf einen Tisch
und aß erst mal ein großes Stück Fisch.

Zum Hausherrn sagt er, dem großen Floh:
„Oh großer Floh, ich schätze euch so!“

Da lachte der Große: „Du tust Recht,
aber sag mal, ist das dein Knecht?“

Der Junge hörte die dreiste Frage
und sucht' einen Ausweg aus seiner Lage.

Da ertönte ein grässlicher Schrei,
der war lauter als laut: „Ei, ei, ei!“

Es schrie und schwankte einer der Flöhe
auf einem Baum in höchster Höhe.

Noch ehe die Flöhe die Lage verstanden
und sie eine Hilfe für den armen Floh fanden,

Rettet der Junge das Flöhchen vom Baum,
die anderen trauten den Augen kaum.

Der große Floh sprach nun zu dem Jungen,
dem diese Heldentat war gelungen:

„Du Mensch hast eine große Tat vollbracht
und unser Fest so viel reicher gemacht.

Ich werd dich belohnen, gib bloß acht,
ich hab dir etwas mitgebracht:

Raubtiermist und Echsenblut,
Kaktusschleim und Mäusewut,

Krötensaft und Spinnenbein,
ein Arm sei nun dein!“

Der Junge guckt an Schulterstelle,
wo jetzt floss wie aus der Quelle

Haut und Knochen, Blut und Eiter,
der Junge denkt: „Das wird ja heiter!“

Und plötzlich wird ihm richtig warm,
da ist mit mal ein zweiter Arm!

„Vielen Dank, oh großer Floh,
jetzt bin ich wieder richtig froh!“

Der kleine Floh sprang in sein Haar,
weil es dort am schönsten war.

„Hi, Junge, lass uns nach Hause gehen,
wir können nicht so lang hier stehen.“

So sind sie wieder heim gegangen,
dorthin, wo alles angefangen.

Sie eilten zusammen in das Haus,
und der Junge bereitete einen Schmaus.

Er kochte für beide so gut und behände,
hatte er doch jetzt zwei Arme und Hände.

Und die Moral von der Geschicht'?
Die verrät der Autor nicht!

René Pingel

Gruppe B

Klassenstufen 7 und 8

1. Preis	Merle Prehn , Kl. 8, Carl-von-Ossietzki-Gymnasium <i>Lob der Unordnung</i>	20
2. Preis	Bendix Fesefeldt , Kl. 8, Gymnasium Oldenfelde <i>Ferien – Die Kunst des Verdrängens</i>	21
3. Preise	Henrik Bey , Kl. 7, Hansa-Gymnasium <i>Lob der Bosheit</i>	22
	Franziska Gerke (13 J.) Haus- und Krankenhausunterricht <i>Geiz ist geil</i>	23

Lob der Unordnung

Unordnung, wie lieb' ich dich,
du bist so kreativ.
Ich fand einmal das Deutschheft nicht,
weil ich darauf schlief.

Ich fand dafür zwei Lollies
und einen kleinen Bären,
drei Murmeln und zwei Muscheln
und Sand von fernen Meeren.

Das Chaos, das man um sich hat,
gibt der Phantasie oft Flügel.
Wer Ordnung hält, stets Blatt für Blatt,
legt seinen Geist in Zügel.

Sieh dies Gedicht, es fiel mir schwer,
ich konnte gar nichts finden...
Wo bekomme ich Blätter her??
Sie neigen zum Verschwinden...

Und dann, in meinem Kopf, ganz wirr,
es finden sich Gedanken,
wenn ich so durchs Chaos schwirr'
über alle Schranken.

So hab ich *doch* den Reim gefunden –
nach kreativen Such-Sekunden.

Merle Prehn

Ferien – Die Kunst des Verdrängens

„Tschüss Schule, hallo Leben!“

„Shit“, dachte er. Jetzt hatte er den Abgabetermin für diesen Lessingwettbewerb vergessen. Drei Tage waren wirklich nicht viel Zeit. Aber mit den Ferien war das große Vergessen gekommen und schon in den Wochen davor hatte sich alles wie von Geisterhand in das wachsende Chaos auf seinem Schreibtisch eingereiht und war schneller in Vergessenheit geraten, als es gekommen war. Wettbewerbe und andere unwichtige Dinge fanden in seinem Kopf keinen Halt mehr und wurden von den Worten, die die letzten Wochen der Schulzeit dominiert hatten, davongeweht: „Tschüss Schule, hallo Leben!“ Zwar hatte er, gleich als er den Zettel für den Wettbewerb bekommen hatte, versucht, Gedichte über „eine Eigenschaft, die von Eltern, Lehrern usw. selten gelobt wird“ zu schreiben. Aber Gedichte gelangen ihm nicht, liefen nicht flüssig, sondern wurden erst zäh und dann immer härter, wie Kaugummi unter kaltem Wasser. Die Wörter spielten nicht mit ihm, er benutzte sie - missbrauchte sie für seine plumpen und stummen Reime.

Jetzt, da er den Zettel mit der Wettbewerbsbeschreibung wiedergefunden hatte, herrschte in seinem Gehirn vollkommene Leere zu diesem Thema. Nur die Gedichte, die noch auf seiner Festplatte gespeichert waren, zeugten von den Gedanken an den Wettbewerb, die einst, vor langer Zeit, mal gewesen waren. Und noch mehr hatte er verdrängt: Jetzt, nach den Sommerferien, war er schon in der Neunten, aber der Wettbewerb ging nur bis zur achten Klasse (auf jeden Fall für Bereich A, einen anderen Zettel hatte er nicht bekommen). Aber eigentlich fühlte er sich noch als Achtklässler, warum sonst schrieb er auf all seine Hefte 8a und nicht 9a, und diese sieben Tage Schule machten einen Menschen auch nicht intelligenter. Ihm schwirrten Ausreden im Kopf, die er Herrn Deutmoser schreiben würde, wenn es überhaupt noch einen Lobtext (ein Lobgedicht sollte es wohl eher nicht werden) geben würde: „Eigentlich habe ich den Text ja schon kurz vor den Ferien geschrieben. Aber weil ich meine Deutschlehrerin in der Zeit nicht mehr gesehen habe, ihr den Text aber unbedingt zeigen wollte, schicke ich ihn erst jetzt, nach den Ferien ab.“ So oder so ähnlich, man wird ihm den Text schon durchgehen lassen. Lessing war ein Aufklärer, und vielleicht lag es nicht in seinem Themenbereich, einen Neuntklässler, der sich aber noch als Achtklässler fühlt, durchgehen zu lassen, aber in seinem Sinne wäre es sicherlich. Immerhin wollte er den Leuten in seiner Zeit mit seinem *Lob der Faulheit* zeigen, dass es nicht so schlimm ist, wenn man einer Untugend unterliegt! Und nachdem er so viel gedacht hatte, wusste er endlich, was er schreiben wollte.

Bendix Fesefeldt

Lob der Boshaftigkeit

Oh, liebe Boshaftigkeit,
Wo wäre ich jetzt ohne dich?
Vielleicht plagte ich mich
Auf der Straße in aller Ärmlichkeit!
Doch dank dir hatte ich ein wundervolles Leben,
Hatte viel Geld und ein Dach über dem Kopf,
Hatte gutes Essen aus goldenem Topf
Und sah den Kronleuchter über mir schweben.
Selbst jetzt schlaf' ich nicht unter freiem Himmel
Und an den Wänden klebt kein Schimmel.
Ich wohne in einem Haus aus Eisen,
Lausche der Musik von Meisen,
Ernähre mich von Wasser und Brot
Und bin nach zwölf Jahren noch nicht tot.
Vor der Tür steht meine Wache,
Beschützt mich, auch wenn ich plane Rache.
Wegen dir bin ich überall bekannt,
Bin der berühmteste Mensch im ganzen Land.
Doch all dies kommt nicht von alleine,
Denn obwohl ich ganz friedlich scheine,
Habe ich spioniert und geschaut,
Habe viel gestohlen und geklaut,
Und bin am Ende im Gefängnis gelandet.
Doch wo wäre ich ohne die Boshaftigkeit gestrandet?

Henrik Bey

Geiz ist geil!

Gerne zähle ich mein Geld,
weil sparen mir so gut gefällt.
Großzügig lass ich die anderen sein,
ich hab mein Geld für mich allein.

Was ich wünsch', lass ich mir schenken,
dann muss ich nicht über Geld nachdenken.
Doch wenn ich mal ein Schnäppchen schlag,
dann freu' ich mich den ganzen Tag.

Einladungen nehme ich gerne an,
wenn ich was Selbstgemachtes schenken kann!
Selbermachen spart viel ein,
kaufen muss nicht wirklich sein.

Mein Spartopf wächst von Tag zu Tag,
das ist ein Zustand, den ich mag!

Franziska Gerke

Gruppe C

Klassenstufen 9 - 13

1. Preis	Paula Sepehr und Jelena Jacobsen S 2, Gymnasium Hummelsbüttel <i>Da war noch was: jetzt mal Klartext</i>	30
2. Preise	Constantin Blanke-Roeser, S 2 Wilhelm-Gymnasium <i>Goeze und Lessing</i>	32
	Astrid Schnabel, S 3, Sankt-Ansgar-Schule <i>Geister der Vergangenheit</i>	34
3. Preise	Carolin Thal, Kl. 10, Luisen-Gymnasium <i>Liebet die Wahrheit! Liebet den Frieden!</i>	38
	Paul F. Trumpf, S 2, Gymnasium Hummelsbüttel <i>Streitgespräch zweier Aufklärer</i>	41
	Imke Peters, S 1, Luisen-Gymnasium <i>Tod der Lieben</i>	44

Laudatio auf die Preisträgerinnen und Preisträger der Klassen 9 -13

Das Interesse an bedeutenden Persönlichkeiten entlädt sich gern in Jubiläumsfeiern, wie wir es zu Lessings 275. Geburtstag getan haben.

Das ist zweifellos ein löblicher Brauch, das Andenken hochverdienter Männer in gewissen Zeitabständen und mit Glanz zu feiern. Aber es lässt sich nicht verkennen, dass diese Art von Heroenverehrung auch ihre üblen Begleiterscheinungen hat.

Der Bildung heuchelnde Spießbürger glaubt nur zu leicht, dass er durch besondere Feste – oder gar üppige Festessen – seine Pflicht gegen den großen Mann und – gegen sich selbst – erfüllt habe, und er ist zufrieden, dass er nun wieder für hundert Jahre vor diesem Klassiker Ruhe hat.

Diese Art selbst auferlegter „Kultursteuer“ ist so schön billig und bequem, und alle Leute tun gerne mit und rufen „Hoch Lessing!“, „Lessing soll leben!“ Kurz darauf fragt dann einer von diesen Hoch-Rufern seinen Nachbarn: „Wer war dieser Lessing eigentlich?“

Ich habe die Aufgabe übernommen, etwas zu den heutigen Preisträgern zu sagen und zugleich über Lessing als Dichter zu sprechen.

Aber hat nicht Lessing von sich erklärt, dass er kein Dichter sei? Was er geschrieben und auch was er aufs Theater gebracht habe, sei allein aus Gründen der Kritik geschehen. So war sein *Nathan der Weise* nicht allein ein Schauspiel für die Bühne, sondern der klarste Ausdruck seiner Kritik an jenen, die ihre Religion für die allein richtige halten.

Hat er nicht in seinem „Ernst und Falk“ voller Kritik an den bestehenden Verhältnissen gefordert, dass es wünschenswert sei,

dass es in jedem Staat Männer geben möchte, die über das Vorurteil ihrer angebotenen Religion hinweg wären,

- dass es in jedem Staate Männer geben möchte, die über den nationalen Hochmut hinweg wären,
- dass es in jedem Staate Männer geben möchte, die über ihren Stand und ihren Reichtum nicht hochmütig werden, und dass auf der anderen Seite der Geringe sich vor seiner Kleinheit und Armut nicht ekelt.

Lessing hat seine Fabeln und Parabeln, seine Gedichte und Theaterstücke nicht geschrieben, um das Publikum zu belustigen, sondern um es mit einer versteckten Kritik zu einer Art Selbsterziehung zu bringen. Das gilt für den *Nathan*, die *Minna* wie für die *Emilia*. Es kommt einem fast schadenfroh an, wenn Lessing die Zofe weise sein lässt und den Patriarchen lächerlich macht.

So machte er Mann und Frau zu ranggleichen Partnern, den Christen zum Juden und den Juden zum Christen und den Fürsten zum Bürger und den Bürger zum Fürsten.

Was ich hier so leicht dahersage, das habt Ihr aus den Schriften Lessings herausholen, erkennen und herausarbeiten sollen. Das Ziel war zu erfahren, dass Lessing in die heutige Zeit passt, dass er uns etwas zu sagen hat und dass es gut wäre, wenn seine Ideen unsere politische, gesellschaftliche und wirtschaftliche Welt mehr bestimmen würden.

Das war die Absicht mit diesem Wettbewerb, dass Ihr euch mit den Aussagen eines der bedeutendsten Aufklärer in unserem Land befasst und die Notwendigkeit erkennt, dass seine Gedanken gerade heute mehr in die Tat umgesetzt werden.

Ich bin Mitglied der Jury, deren Mitglieder die eingesandten Arbeiten durchsehen und begutachten mussten. Dabei habe ich zu spüren bekommen, dass ich weder Germanist noch Pädagoge bin, mir also das Rüstzeug fehlt, um eure Arbeiten recht zu werten. So habe ich mir denn den Lessing zur Seite genommen und ihn gleichsam über meine Schulter blicken lassen, während ich Seite um Seite eurer Ausarbeitungen las. Nicht nur einmal las, dann mit bereits gelesenen Arbeiten verglich, und stets habe ich den Lessing gefragt „Na, wie findest du das?“

Und bei ihm konnte ich Richtung erkennen, und wie war ich erstaunt, dass die übrigen Jury-Mitglieder fast die gleichen Arbeiten von euch gewürdigt haben wie ich.

Während die Lessing-Gesellschaft, die ich hier vertrete, die 1. Preise vergibt, und zwar je Schüler bzw. Schülerin 150 Euro, dazu den Kanon oder besser die Kassette von Reich-Ranitzky mit den 10 besten Romanen, wird die Behörde für Bildung und Sport die 2. und 3. Preise vergeben.

Alle Teilnehmer an unserem Wettbewerb erhalten das Buch *Lessing am Gänsemarkt – Die Geschichte eines Denkmals*.

Doch nun zu den Preisträgerinnen *Paula Sepehr* und *Jelena Jacobsen* von der Studienstufe des Gymnasiums Hummelsbüttel. Ihr habt Eure E-Mail an Lessing mit der belustigenden Anrede „Hi, Gotthold!“ begonnen. Eure Überschrift lautet „Da war noch was ... jetzt mal Klartext“. Mit eurer E-Mail habt Ihr dem Lessing klargemacht, dass sein Trauerspiel *Emilia Galotti* damals – 1772 – wie eine Revolution im Theaterleben gewirkt hatte, stellte er doch das Verhältnis von Mann und Frau auf eine neue, eine partnerschaftliche Ebene.

Dem Lessing schlug damals Begeisterung entgegen, und der Herzog von Braunschweig ernannte ihn zu seinem Hofrat, was Lessing aber nur frostig quittierte. Er hatte den Theaterjubiläum nicht gewollt, sondern wollte darauf drängen, ein neues, in die Zukunft weisendes Verhältnis der Menschen untereinander zu gewinnen. Mit seinem Trauerspiel hat er das auf die damals mögliche Art zum Ausdruck gebracht.

Er besuchte mit seiner Verlobten die Aufführung in Wien und empfand das ganze Spiel „so schlecht wie möglich“ und „man möchte den Prinzen und den Maler mit Nasestübern vom Theater schicken“.

Das Publikum hatte damals nicht erkannt, was Lessing an Neuem in die Gesellschaft bringen wollte. So war er theatermüde, was vor allem am höfischen Publikum lag.

Ich besuchte jüngst die Premiere von Goethes *Faust* in unserem Schauspielhaus und war begeistert. Man war genau bei Goethes Text geblieben, hatte aber das Spiel in die Gegenwart versetzt.

Ich besuchte jüngst die Premiere von Goethes *Faust* in unserem Schauspielhaus und war begeistert. Man war genau bei Goethes Text geblieben, hatte aber das Spiel in die Gegenwart versetzt.

Dasselbe wollt auch Ihr beide und habt – wie Ihr am Ende eurer E-Mail sagt – dazu von Lessing die Antwort gefordert. Die bringt er euch nun durch mich: Ihm ist jedes „Auf-diese-Art-und-nicht-anders“ total zuwider. Lessing brachte – im Gegensatz zum damals Üblichen – den Witz wie den Zweifel und die kritische Überlegung auf den Weg, und sein Grundsatz war gezielt:

Wage zu zweifeln! Vertraue keiner absoluten Autorität! Jedem gehört die freie Meinungsäußerung! Und so muss Gestriges dem Heute weichen!

Euch beiden gehört der **1. Preis** für die Gruppe der Klassen 9-13.

Nun kommen zwei 2. Preise: Ich nenne *Constantin Blanke-Roeser* aus der Klasse 12 des Wilhelm Gymnasiums.

Du hast dich mit dem illustren Streitgespräch zwischen dem Hauptpastor an St. Katharinen Melchior Goeze und Lessing befasst und beide sich am Krayenkamp beim Hamburger Michel begegnen lassen. Dabei lässt du den Pfarrer ein Monokel tragen. Darüber hätte Lessing mit Sicherheit gelacht, denn er liebte derartige Symboldarstellungen.

Du hast den Lessing und die Art seiner Einstellung in Fragen der Religion getroffen, und – so wie ich ihn zu kennen meine – hätte er dir Beifall geklatscht.

Ein **2. Preis** ist dir zugedacht.

Ich rufe *Astrid Schnabel* vom 3. Semester der Sankt-Ansgar-Schule.

Du hast dich auch mit Lessings Trauerspiel *Emilia Galotti* befasst, worin Lessing die Tugendvorstellung seiner Zeit problematisiert und ihre Fragwürdigkeit aufdeckt. Er macht die Kollision von moralischem Anspruch der bürgerlichen Innerlichkeit und der höfischen Praxis deutlich. Lessing lässt dieses Stück bewusst in Italien spielen, weil es in deutschen Landen verboten worden wäre.

Du hast in literarisch wirklich schöner Weise diesen Konflikt deutlich gemacht.

Ich nenne *Carolin Thal* von der 10. Klasse des Luisen-Gymnasiums. Du hast in lebendiger Weise die Aufräumarbeit eines jungen Mannes geschildert, der dabei auf das Buch des Moses Mendelssohn stieß, des Freundes von Lessing und eines außergewöhnlichen Aufklärers. Und während er in dem 1783 erschienenen Buch blättert, wird im Fernsehen der Terroranschlag auf das World Trade Center gezeigt. Entsetzt blickt der Mann vom Fernseher weg auf das Buch und liest: „Liebet die Wahrheit! Liebet den Frieden!“

So hast du auch Deine Arbeit überschrieben, für die dir die Jury **einen der 3. Preise** zugedacht hat.

Weiter nenne ich *Paul F. Trumpf* von der Studienstufe des Gymnasiums Hummelsbüttel. „Streitgespräch zweier Aufklärer“ hast du deinen Text betitelt.

Du schilderst auf sehr lebendige Weise einen fiktiven Dialog zwischen Friedrich II. von Preußen und Lessing, worin es um die Unterschiede politischer und militärischer Macht auf der einen Seite und der Wirklichkeit menschlichen Lebens auf der anderen geht. Du hast Lessing gut getroffen. Einen **3. Preis** hat dir die Jury zugeeignet.

Endlich nenne ich noch *Imke Peters* von der Studienstufe des Luisen-Gymnasiums, die unter dem Titel „Tod der Lieben“ vor dem Hintergrund von Lessings schrecklichem Erleben, dass erst der gerade geborene Sohn und bald danach auch seine Frau aus dem irdischen Leben scheidet, ein gegenwärtiges gleiches Schicksal vor Augen führt. Gut geschrieben, die Jury hat dir einen **3. Preis** zuerkannt.

Eine ganze Reihe der uns vorgelegten Arbeiten schrammten nur ganz knapp an einer Preisauszeichnung vorbei. Alle aber, die an dem Schreibwettbewerb teilgenommen haben, beglückwünsche ich und manchmal... habe ich von den Texten etwas lernen können.

Und der großartigen *Theatergruppe des Lessing-Gymnasiums in Harburg* werden ebenfalls Geldpreis und Buchkassette überreicht.

Danke euch allen!

Die Wertung eurer Arbeiten hat mir viel Arbeit gemacht, aber auch viel Freude bereitet, weil Ihr mir deutlich machtet, wie Ihr Lessing seht und euch mit ihm auseinandergesetzt habt.

Rolf Appel

Da war noch was: ... jetzt mal Klartext!

Absender: <Paula und Jelena> Paula_Jelena@lessingfanclub.de

Empfänger: <Gotthold Ephraim Lessing> StürmerLessing@aufklaerung.de

Betreff: Da war noch was: jetzt mal Klartext

Hi, Gotthold. Na, alles klar bei dir?

Du wunderst dich sicher, warum wir dir schreiben, und eigentlich kennst du uns ja auch noch gar nicht, deshalb stellen wir uns erst einmal kurz vor!

Wir sind zwei Schülerinnen der zwölften Klasse, und na ja: ... eigentlich reicht das auch. Wir mailen dir, weil wir auf diesem Wege mal Klartext mit dir reden wollen. Es geht um dein Trauerspiel „Emilia Galotti“. Wir wissen Bescheid! Du, das haben wir schon gelesen und sind sogar ins Theater gegangen - damit das klar ist, normal ist das nicht für unsere Generation. War auch nicht schlecht gemacht, obwohl du vielleicht, ... oder nicht ... wahrscheinlich besser, dass du's nicht gesehen hast.

Zu deiner Zeit hast du 'ne wirklich umstrittene Thematik angesprochen. Schließlich war die Epoche der Aufklärung und des Sturm und Drang eine Zeit, in der der Analphabetismus überwunden wurde, die gesamte Gesellschaft nicht nur aus erzieherischen Gründen, sondern auch zur Unterhaltung anfang zu lesen und sich in der Öffentlichkeit schnell neue Theorien, wie z. B. von der Harmonie von Vernunft und Gefühl, Geist und Natur, Pflicht und Neigung, vom Ausgleich von Gesetz und Freiheit verbreiteten. Ihr Schriftsteller fingt an euch politisch zu äußern, eure gesellschaftliche Stellung veränderte sich drastisch und jeder von euch fing an „sich selbst zu leben“ (Lessing).

Wir finden es toll, dass du in deinem Drama deutlich machst, dass Emilia sich nicht vom Prinzen beeindrucken lässt. Sie möchte sich nicht einsperren und über sich entscheiden lassen. Der einzige Ausweg, den sie sieht, ist der Freitod, den ihr Vater ihr abnimmt. Was wir damit ausdrücken wollen, ist, dass wir Emilia für eine echt toughe Frau halten. Sie entfernt sich aus der passiven Rolle der Frau und nimmt ihr Leben selber in die Hand. Sie lässt sich nicht davon abbringen, obwohl die Verbindung zum Prinzen ihr gesellschaftliches Ansehen verschaffen würde. Dass wir diese Art der Emanzipation befürworten, liegt natürlich nicht fern, schließlich sind wir ja selber Frauen. Auch Gräfin Orsina macht den Männern das Leben schwer. Man merkt deutlich, dass sie unabhängig ist, was aus ihrem gesellschaftlichen und finanziellen Status resultiert. Sie weiß, was sie will, realisiert schnell, welche Möglichkeiten sie hat, und setzt ihre Intelligenz geschickt ein. Wobei Rückschläge, die auch sie in Kauf nehmen muss, ihr eine gewisse Menschlichkeit verleihen. Über Claudia Galotti kann man(n) diskutieren. Sie lässt sich leicht von gesellschaftlichem Status, Geld und Macht blenden. Dennoch handelt sie instinktiv richtig, wenn es um den Schutz ihrer Familie und deren Wohl geht. Sie zeigt ihre Stärke als Mutter und als gleichberechtigte Ehefrau. Langer Rede kurzer Sinn, es geht um einen Deal, also um einen Vorschlag. Wir beschränken uns dabei auf die Frauenrollen. Vielleicht können wir uns ja einigen. Wir wissen, in deinem Leben lief nicht alles glatt, aber hey, wer kennt sie nicht, die Höhen und Tiefen. Tut uns leid, das mit deinem Kind und deiner Frau, aber trotzdem müssen wir jetzt mal kritisch werden. Die Story ist ja schön und gut. Uns fehlt da aber der moderne Touch.

Denn du musst wissen, heutzutage sind wir Frauen streitsüchtiger. Wir stellen uns das so vor: Wir übernehmen deine Charaktere und setzen sie ins 20. Jahrhundert. Die Konstellation bleibt die gleiche. Emilia Galotti soll und will den Grafen Appiani heiraten. Dies bedeutet für sie eine gewisse gesellschaftliche Rettung. Der Prinz hat Interesse an Emilia und beauftragt Marinelli, den Grafen Appiani für eine gewisse Zeit auszuschalten, damit er freien Zugang zu Emilia hat. Die Gräfin Orsina ist seine verstoßene Geliebte, die nicht aufgibt, um die Beziehung zu kämpfen. Claudia und Odoardo Galotti, die Eltern Emilias, unterstützen sie in ihren Hochzeitsplänen. Nach unseren Vorstellungen würden die Frauenrollen folgendermaßen handeln: Da wäre zum Beispiel die Tatsache, dass Orsina einsichtig ihren Anspruch auf den Prinzen zurückzieht. So nicht, das geht ja gar nicht. Sie würde sich denken: Jetzt erst recht!

Von einem Mädchen aus einem niedrigeren Stand lass ich mir den Prinzen nicht nehmen. Schließlich habe ich mehr Geld, mehr Macht und mehr Ansehen. Diese Emilia ist doch eh viel zu jung für ihn, er würde sie nur als Geliebte halten. Ich dagegen bin ihm ebenbürtig. Meine Reife und Intelligenz sind nicht so leicht ersetzbar. Emilia dagegen würde sich heute auch anders verhalten: Es ist ja sehr schmeichelfhaft von einem Prinzen umworben zu werden, aber bei aller Liebe, was denkt der eigentlich, was er mit mir machen kann?! Von dem lass ich mir nicht sagen, wen ich zu lieben habe. Gefühle lassen sich nicht erzwingen. Nur weil er Geld und Macht hat, heißt das nicht, dass er mich um den Finger wickeln kann. Nur weil er auf der Suche nach einem neuen Abenteuer ist, stehe ich nicht automatisch als Geliebte zur Verfügung.

Claudia Galotti ist dir perfekt gelungen und wir würden sie gerne übernehmen, weil wir denken, dass sie in ihrer Rolle zeitlos ist.

Nach unserer Vorstellung ändert sich damit das Ende. Marinelli verwickelt den Grafen Appiani in einen mysteriösen Autounfall. Die Schuld wird trotzdem bei dem Prinzen gesucht, obwohl dieser den Tod des Grafen nicht geplant hatte.

Nur die Gräfin Orsina durchschaut Marinelli und weiß, dass der Prinz größtenteils unschuldig ist. Sie kämpft weiter um seine Liebe. Emilia gegenüber spricht sie ihr Beileid aus und macht den Prinzen absichtlich für den Tod des Grafen verantwortlich, denn nur so weiß sie, dass Emilia ihr den Prinzen überlassen wird.

Durch Emilia entsteht die entscheidendste Veränderung des Endes. Neben ihrer Trauer wird ihre Wut auf den Prinzen deutlich, die sich durch die Gräfin Orsina verstärkt. Daraus resultiert ihr Entschluss, unabhängig von dem Prinzen weiterzuleben. An einen Selbstmord ist gar nicht zu denken, denn sie wird von ihren Eltern selbstverständlich unterstützt. Letztendlich schadete sich der Prinz mit seinen Intrigen selbst, denn er band damit Emilia nicht an sich, sondern entfernte sie von sich.

So, das wär's. War vielleicht ein bisschen viel auf einmal, aber wir hoffen, dir gefällt's. War nur ein kleiner Denkansatz, eventuell kannst du's verwerten. Wir wollten dir nicht zu nahe treten. Wie gesagt, tolles Werk. Für uns war es allerdings ein Stück weit weg, deshalb die Modernisierung! Ab jetzt werden wir dich öfter mal auf dem Gänsemarkt besuchen. Über eine schriftliche Rückmeldung würden wir uns freuen.

Mit freundlichen Grüßen, Paula und Jelena

Paula Sepehr und Jelena Jacobsen

Goeze und Lessing

... „Können Sie nicht aufpassen?“

Wir schreiben den 9. März 1778: Gotthold Ephraim Lessing, seines Zeichens freier Schriftsteller und Bibliothekar in Wolfenbüttel, besucht seine alte Wirkungsstätte Hamburg. Den heutigen sonnigen Tag in der Stadt, in der er zwischen 1767 und 1769 als Dramaturg und Theaterkritiker tätig gewesen ist, verbringt Lessing spazierend auf dem Platz der St. Michaelis-Kirche, die zuweilen, d.h. von den meisten sich der Stadt Hamburg verbundenen Bürgern (zu ihnen zählt sich auch Lessing) auch *Der Michel* genannt wird.

G. E. Lessing geht gerade des Wegs, in Gedanken über den auffälligen Prunk dieser Kirche nachsinnend, als er unversehens mit seinem Hauptgegner in religiösen Fragen, dem Hamburger Hauptpastor Johann Melchior Goeze, beinahe zusammen stößt.

Goeze: „Können Sie nicht aufpassen? Den Hauptpastor der Stadt anzurempeln? (rückt das Monokel zurecht, erstarrt, will überlegen grimassieren)

Ach, Sie sind das! Dieser inkonsequente Mensch, der Theologie studiert hat und der trotzdem kein anständiger Christ ist.“

Lessing (der ähnliche Anwürfe aus vorhergegangenen Begegnungen kennt):

„Zuerst einmal hielte ich doch eine, wenn schon nicht exorbitant freundliche, dann wenigstens sachliche Begrüßung für angemessen. Denn, Herr Goeze, schon in der Bibel steht geschrieben, man soll auch seine Feinde lieben.

Sollten Sie doch schon längst wissen, wie ich meine, wenn sogar ich als *unanständiger* Christ das weiß. Und äh, im Übrigen, warum sollte ich Ihrer Ansicht nach ein solcher sein?“

Goeze: „Sehen Sie, Herr Lessing: Ich habe unlängst Ihre Ausführungen über Aufklärung und Toleranz gelesen. Darin stellen Sie die völlig unnötige Frage, ob ein Mensch denn überhaupt einen Glauben braucht...“

Lessing (unterbricht ihn): „Übertreiben Sie bitte nicht. Ich habe mich in meinem Text lediglich dafür ausgesprochen, dass jeder Bürger das Recht haben sollte, sich seine Religionszugehörigkeit selbst auszusuchen. Allerdings muss er auch das Recht haben, Atheist zu sein. Übrigens: Gehörte zu Ihrem Studium der Theologie eigentlich Giovanni Boccaccios Decamerone? Es würde mich – offen bemerkt – stark verwundern, denn die darin erzählte Ringparabel ist direkt auf die Frage nach der *Richtigkeit* der verschiedenen Glaubenszugehörigkeiten übertragbar. Lesen Sie unbedingt dieses Buch! Ich sage Ihnen, es wird Ihnen die Augen öffnen.“

... „Hätten Sie nicht ebenso gut Moslem oder Jude werden können?“

Herr Goeze! Religion ist nun einmal Ansichtssache; dies zu akzeptieren, nennt man Toleranz. Mir ist bewusst, dass ich bei Ihnen auf Widerrede stoße, wenn ich eine in Ihrem Gedankengut verankerte Meinung hinterfrage. Aber sagen Sie mir, Herr Goeze, hätten Sie nicht ebenso gut Moslem oder Jude werden können?“

Goeze (erhebt - völlig außer sich - den Zeigefinger wider den Kritiker):

„Oh, welch ungeheure Frechheit! Sie Propagandist falscher Erkenntnis, Sie sittenfremder Bücherwurm! Wie sollte ich mich jemals zu einem anderen Glauben bekennen, wo doch das Christentum die einzig wahre, die Königin aller Religionen ist? Und das ist sie, Herr Lessing, das ist sie! Auch wenn in Boccaccios Buch, das ich in der Tat zumindest überflogen habe, mit Ringen herum geworfen wird! Nein, niemals! Niemals, Ungläubiger, würde es für mich eine wahre Alternative zum Christentum geben!“

Lessing: „Warum müssen Sie mich denn als Ungläubigen abtun? Behandeln Sie jeden so, der auf irgendeine Weise Ihre Meinung hinterfragt? – Nein, antworten Sie nicht, Herr Hauptpastor, sagen Sie mir nur, was Sie gemacht hätten, wenn Sie irgendwo in Arabien zur Welt gekommen wären. Wären Sie auch in diesem Falle ein Anhänger des Christentums? Würden Sie jedem muslimischen Gläubigen ins Gesicht sagen, dass sein Glaube falsch und nur das Christentum der richtige sei?“

Goeze: „Natürlich wäre ich Christ.“

Lessing: „Und Sie würden wahrscheinlich erwarten, dass die Andersgläubigen, also die Ihrer Meinung nach fehlgeleiteten Menschen zulassen und respektieren, dass Sie nicht dem Islam, sondern einer anderen Religion angehören. Diesen Respekt nennt man Toleranz.“

Goeze: „Alles gut und schön. Doch habe ich in Bälde einen Abendgottesdienst abzuhalten, den ich jetzt vorbereiten muss. Sie wissen ja, ich nehme meinen Glauben sehr ernst.“

Lessing: „Ich tue das ebenso, nur traue ich mich, im Gegensatz zu Ihnen, über den Tellerrand der christlichen Dogmen hinaus zu schauen. Bleiben Sie ruhig in Ihrer engen Kanzel, das habe ich zu tolerieren. Guten Tag!“

(Verlässt Kirchenplatz und Pastor. Plötzlich regnet es über Hamburg.)

Konstantin Blanke-Roeser

Geister der Vergangenheit

... „man tauschte Höflichkeiten und Bissigkeiten aus ...“

Die Rosen rankten sich am Torbogen entlang wie noch nie. Dieser Sommer schien ein ganz besonderer zu sein. Es war Juli. Im Mai hatte die Sonne angefangen zu strahlen und hatte von da an nie aufgehört zu scheinen. Die gelb glänzenden Strahlen hatten jedes Lebewesen und jede Pflanze zu Leben erweckt und so hörte man im Garten des Landgutes, hinter dem großen, alten Haus, mehr Geräusche denn je – das Zirpen der Grillen, das Zwitschern verschiedenster Vögel, das Rascheln des Grases, die sanften Laute von Blättern und Zweigen, wie sie sich im Takt mit dem Wind bewegten. Dieses Jahr war wirklich ein besonderes, ein außergewöhnliches. Vor genau fünfzig Jahren war die Tochter des Hauses, Emilia Galotti, durch einen einzigen Dolchstoß durchs Herz gestorben.

Sabionetta war in der Tat ein schöner Ort, um seine alten Tage zu verbringen. Es war ruhig und zugleich war man nicht von der Außenwelt abgeschnitten. Odoardo und Claudia Galotti wussten, warum sie sich aufs Land zurückgezogen hatten. Früher hatte vor allem Claudia das Stadtleben dem Lande vorgezogen. Wie Frauen nun mal so sind, wollte sie immer auf dem Laufenden bleiben. Sie ernährte sich größtenteils vom Klatsch und Tratsch der bürgerlichen Elite. In den sogenannten Vegghias traf man mit Seinesgleichen zusammen, man tauschte Höflichkeiten und Bissigkeiten aus und nahm Häppchen und guten Wein zu sich. Man „hatte Kultur“, wie es Claudia Galotti früher zu sagen pflegte. Dies hieß vor allem, dass man zur Schau stellen konnte, was man hatte oder wusste. Doch das kultivierte Leben in Guastalla hatte sie weit hinter sich gelassen und war auf das Landgut bei Sabionetta geflohen. Auf die städtische Art von Kultur wollte sie von da an verzichten und kümmerte sich fortan um Hortensien, Azaleen und ihre über die Grenzen des Gebietes hinaus bekannte Orchideenzucht, der das Klima besonders gut bekam.

Odoardo Galotti saß auf der weitläufigen Terrasse und schlürfte einen Espresso. Seine Hand zitterte leicht, als er das kleine Tässchen zum Munde führte. Ein Amaretto danach – wunderbar! Er streckte seine Beine aus, so gut es die ihn schon seit längerem plagende Gicht zuließ, und wendete sein Gesicht, die Augen geschlossen, der Sonne zu. Ein tiefer Seufzer überkam ihn. Er stieß unwirsch den Stuhl zurück. Odoardo erhob sich ruckartig und fluchte. Er hatte die Karaffe mit Wasser umgestoßen. Auf den schon sehr abgenutzten Stock gestützt humpelte er in Richtung Haus. Vom Foyer aus stolperte er unbeholfen die Treppen hinauf, die unter seinen plumpen Bewegungen knarrten, obwohl mit Teppich bezogen. Wenngleich ihn schon das Treppensteigen ermüdet hatte, zwang Odoardo Galotti sich weiter in den ersten Stock des schönen, geräumigen Landhauses. Am Ende der Galerie steuerte er auf eine leicht rosa gestrichene, schwere Tür mit Goldknauf zu. Seit fünfzig Jahren hatte er dieses Zimmer nicht mehr betreten. Seit fünfzig Jahren war diese Tür nicht mehr geöffnet worden, seit fünfzig Jahren hatte hinter diesen Türen kein Leben mehr stattgefunden. Kein Lachen, kein Schnarchen, kein Poltern.

... „Warum hatte es so enden müssen?“

Odoardo lehnte sich mit aller Kraft gegen die schwere Tür und drückte sie nach innen hin auf. Vor dem vor ihm liegenden Anblick hielt er inne. Dies war das Zimmer seiner seit fünfzig Jahren toten Tochter Emilia. Emilia - Odoardo schloss die Augen. Er sah sie wieder vor sich, wie jede Nacht, wenn er die Augen schloss. Seit 18238 Tagen und Nächten war seine Emilia tot und keine Nacht war vergangen, ohne dass sie ihm in seinen Träumen begegnet war. Emilia als kleines Mädchen, das bei seiner Heimkehr nach Reisen ungeduldig an der Pforte des Gutes auf- und abhüpfte; Emilia als heranwachsende Schülerin, die er in Latein, Deutsch, Religion und sogar in Mathematik hatte unterrichten lassen, und schließlich Emilia, sterbend, in seinen Armen. Die kalt werdenden Augen. Das rote Blut, das sich auf ihrem Kleid ausbreitete. Emilia Galotti, die so früh sterben musste. Von ihm, ihrem eigenen Vater, erdolcht.

Odoardo Galotti öffnete vorsichtig wieder seine Augen. Im Zimmer flirrte die Luft mit kleinen Staubpartikeln und es roch eigentümlich. Seit fünfzig Jahren hatte er niemandem, nicht einmal seiner Frau, gestattet, das Zimmer seiner Tochter zu betreten. Es sollte so bleiben, wie es an diesem verhängnisvollen Tag gewesen war. Er konnte alles noch deutlich vor seinen Augen sehen, als ob es gestern geschehen wäre. Wie er am Morgen nur Claudia antraf, weil Emilia in der Andacht war, wie er hörte, dass der Prinz von Guastalla, sein Erzfeind, sich gut in der letzten Vegghia mit seiner liebsten Tochter unterhalten hatte. Wie die Reiter mit der Nachricht kamen, dass der Wagen mit seiner Frau und Tochter in der Nähe des Lustschlosses Dosalo überfallen worden war. Er hatte sich unverzüglich auf den Weg dahin gemacht und seine Frau zurück in die Stadt geschickt; wollte Emilia zu sich aufs Landgut bringen oder in einem Kloster verstecken. Er sah immer noch das hämische Grinsen des Prinzen, als dieser ihm vorschrieb, dass Emilia in das Haus des Kanzlers Grimaldi gebracht werden sollte. Odoardo ballte seine Faust mit aller Kraft, die noch in ihm steckte, zusammen. Hatte ihm der Prinz doch keine Wahl gelassen! Ehedem wohl gab es einen Vater, der seine Tochter von der Schande zu retten, ihr den ersten, den besten Stahl in das Herz senkte - ihr zum zweiten Male das Leben gab. Aber alle solche Taten sind von ehedem! Solcher Väter gibt es keinen mehr! Eine einsame Träne rollte Odoardos faltiges, verhärmtes Gesicht hinunter. Warum nur? Warum hatte es so enden müssen?

Natürlich, sie hatte ihm keine Wahl gelassen. So hatte Odoardo sich immer versucht zu trösten. Emilia hatte ihn doch herausgefordert! Sie könne der Verführung des Prinzen nicht trotzen, auch wenn sie wolle. Seinem Erzfeind sollte er seine kostbare Tochter überlassen. Nie! Es ging um seine Ehre; nicht umsonst hatte er doch die jahrelange Fehde aufrechterhalten. Aber es ging um die Ideologie, er musste für die Sache kämpfen! Die Zeit der bürgerlichen Elite war doch gekommen, die Tage des Erbadels waren gezählt! Selbstverteidigung war die Tat schließlich gewesen, auch Emilia war sich dessen bewusst gewesen.

Odoardo fand sich auf Emilias altem Himmelbett sitzend wieder. All diese Entschuldigungen und Rechtfertigungen hatten aber nie gewirkt. So plausibel Emilias Tod doch war, er vermochte dennoch nicht, sich selber zu überzeugen. Odoardo griff nach einer Kiste, die er im Spiegel unter dem Bett sah. Er betrachtete sich dabei selber. Aus ihm, dem Vorreiter der bürgerlichen Emanzipation, dem Symbol für neue Energie, war ein Wrack geworden. Körperlich wie seelisch. Jahrelang hatte er nachts nach Emilias Selbstopfer schlaflos wach gelegen und sich ausgemalt, was passiert wäre, hätte er sie nicht erstochen. Sicher hätte es noch einen anderen Ausweg gegeben, sicher, wenn er nur nachgedacht und die Nerven behalten hätte! Jahrelang war sein Verhältnis zu Claudia gespannt gewesen. Sie hatte ihm nicht verzeihen können, dass er ihr einziges Kind so leichtfertig ermordet hatte. Erst nach einigen Jahren hatte sie sich mit dem Schicksal abgefunden. Sie müsste aber auch die Last des Gewissens nicht tragen! Nicht so wie er, der Mörder.

Odoardo öffnete die Kiste und erschrak. Er blickte direkt in die Augen seiner Tochter. Natürlich nicht wortwörtlich. Es war ein en face – Porträt seiner Tochter, eher sogar eine Skizze, aber täuschend echt. Er legte das kleine Bild zur Seite und zog weitere zum Vorschein. Darunter befanden sich vor allem kleine Zeichnungen seiner Emilia. Oft hatte sie sich damals, wenn sie hier auf dem Landgut war, in den Garten gesetzt und Pflanzen und Tiere skizziert. Er blätterte weiter in diesem Dauerkino der Emotionen. Ein kleines Gedicht, ein angefangener Brief. „Liebste Mutter, hier auf dem Landgut beim Vater genieße ich den Sommer...“

Odoardo setzte den Deckel wieder auf das kleine Kistchen und stellte es beiseite. Schwerfällig erhob er sich; das Aufstehen machte ihm immer die größte Mühe. Mühsam setzte er einen Fuß vor den anderen; mit seinen bleiernen Füßen schlurfte er auf dem ehemals rosefarbenen Teppich und wirbelte den Staub von fünfzig Jahren auf.

Am Sekretär, nahe beim Fenster, blieb sein Blick stehen. Er sah sich um. Vergilbtes, zum Teil schon halb verfallenes Papier. Ein Büchlein, ein Siegel. Auf dem Siegel war eine Elfe; er hatte ihr dieses zum sechsten Geburtstag geschenkt. Halb abgebrannte Kerzen standen da, die Wachstropfen auf dem Tisch waren sicher nicht mehr zu entfernen. Mit der schmerzgekrümmten rechten Hand strich Odoardo über die Unordnung. Seine Tochter!

Im Moment, so schien es ihm, war er wieder in der Vergangenheit angelangt. Er konnte Emilien in diesem Raum spüren, und das stärker als sonst. Er hörte ihre letzten Worte, immer wieder, wie ein Echo. „Eine Rose gebrochen, ehe der Sturm sie entblättert.“ Leise wiederholte er diese Worte. Wut packte ihn, Verzweiflung. „Zum Teufel!“, brüllte er. „Zum Teufel mit allem!“, brüllte Odoardo abermals und erhob den Stock. „Zum Teufel!“, brüllte er ein drittes Mal und zerstieß mit einem kräftigen Stoß das kleine Fenster.

Entkräftet sank er in sich zusammen und rettete sich gerade noch auf den fein geschnitzten Stuhl, der am Sekretär stand. In dem Moment erspähte Odoardo ein kleines Buch mit einem goldenen Schlüsschen. Emilias Tagebuch, es lag geöffnet unter einem Stapel losen Papiers.

... „Dass mein Herr Vater so stur sein muss!“

Ohne nachzudenken, griff Odoardo danach. Er öffnete es, die gewellten, vergilbten Seiten wölbten sich ihm entgegen. Blitzartig schlug er das Buch wieder zu. Das Tagebuch der toten Tochter lesen? Dürfte er das? „Seit fünfzig Jahren ist mein Leben schon die Hölle. Schlimmer kann es nicht mehr werden. Soll' der Teufel mich halt holen.“ Gleichgültig zuckte Odoardo Galotti mit den Schulter. Seit dem Tod seiner Tochter hatte er jeglichem Glauben abgeschworen. Zuvor war kaum ein Tag vergangen, dass er nicht die heilige Messe besucht hatte. Doch mit seiner Tochter war sein Lebensmut, seine Zuversicht gewichen. Das Leben auf der Erde mit der Schuld konnte nicht weniger schlimm als die Hölle sein. Wieso also noch beten? Gewiss, er hatte getan, was seine Ehre und seine Tochter von ihm verlangt hatten. Und dennoch war alles anders geworden. Der Ehrenmord hatte ihm das Kostbarste genommen, was er je besessen hatte. Auch wenn es nur ein Mädchen gewesen war, hätte er keinen Sohn mehr lieben können.

Odoardo Galotti begann zu lesen: *Dass mein Herr Vater so stur sein muss! Manchmal kann ich ihn nicht verstehen und würde mich doch so gerne gegen seine Vorschriften wehren! Und dann denke ich daran, dass er mich unterrichten ließ und mich für ein Mädchen ungewöhnlich behandelte. Mit dem Grafen Appiani läßt er mich verheiraten - ein wahrhaft guter Mann ...*

Kraftlos ließ Odoardo das Buch fallen. „Nein!“, stöhnte er und griff sich ans Herz. Er schloss die Augen und sah wieder Emilia vor sich. „Nicht Sie, mein Vater, ich selbst – ich selbst –, eine Rose gebrochen, ehe der Sturm sie entblättert.“ „Warte, meine Rose, ich bin gleich bei dir“, hauchte Odoardo mit aschfahlen Lippen. „Gleich. Emilia, bitte. Ich komme.“

Astrid Schnabel

„Liebet die Wahrheit! Liebet den Frieden!“

...“Was zum Teufel machten Bücher hier?“

Tom hustete, als die nächste Staubwolke hoch stob. Den Karton, den er gehoben hatte, trug er zur Treppe und ließ ihn einfach fallen. Unten wallte wieder eine Wolke hoch. Hier oben auf dem Dachboden lag die Staubschicht fast zentimeterhoch. Hier war seit Jahren niemand mehr gewesen.

„Seit Jahrhunderten!“, verbesserte sich der junge Mann. Mit wegen des Staubs angehaltenem Atem machte er sich an die nächste Kiste. Eigentlich war es ja ganz spannend, den Dachboden aufzuräumen. Besonders, wenn die Dinge darin nicht von einem selbst, sondern von einem Vormieter stammten. Vielleicht auch von einigen Vormietern. Das meiste war nur Krimskrams und wertloses, kaputtes Zeug, aber trotzdem spannend. Besonders interessant hatte Tom den Toaster gefunden, der dem Aussehen nach gut aus dem letzten Jahrhundert hätte stammen können.

Umso enttäuschter war er, als er den Kartondeckel angehoben und der Staub sich gelegt hatte.

Bücher. „Was zum Teufel machten Bücher hier?“ Tom schnaubte unvorsichtigerweise. Das ging allerdings in ausgiebiges Husten über. Der junge Mann hatte so lange keine Bücher mehr berührt, dass er selbst nicht mehr sicher war, ob er noch wusste, wie man eine Seite umblättert oder sich in Kapiteln zurechtfindet. Seit er vor fünf Jahren mit Ach und Krach das Abitur bestanden hatte, hatte er sich gehütet, so ein gebundenes Ding mit vielen Seiten auch nur anzusehen. Er war ein moderner Mensch. Seine Informationen besorgte man sich heute schließlich aus dem Internet! Wer brauchte denn jetzt noch Bücher? Am liebsten hätte er die Kiste auf der Stelle die Treppe herunter geworfen, doch sie war einfach zu schwer.

Also packte er murrend jeweils vier oder fünf der Wälzer gleichzeitig aus und stapelte sie – ohne auch nur den Titel zu betrachten – neben der Treppe, die in seine Wohnung hinunterführte. „Bücherwürmer!“, knurrte Tom, „Verschwenden ihr ganzes Leben mit Lesen!“ Und ich mit Aufräumen...

Zum wiederholten Mal fragte er sich ernsthaft, ob er sich hier oben wirklich noch einrichten wollte. Wenn es selbst zu dieser Jahreszeit hier noch so warm war, dann konnte er hier oben doch eigentlich nur eingehen. Aber jetzt hatte er schon mal angefangen, dann würde er es auch zu Ende bringen. Er seufzte. War er vielleicht fertig! Wenn er diese Ladung fertig hatte, würde er schnell die Sachen ins Erdgeschoss bringen und sie da vor die Tür stellen. Von dort an hatte die Müllabfuhr den ganzen Schrott am Hals.

Danach wollte er erst einmal Pause machen. Er schwitzte jetzt schon und überall klebte Staub an ihm. Die Sonne, die durch zwei weit geöffnete Fenster hereinschien – hereinknallte! –, ließ die Staubteilchen tanzen. Hier oben hatten Hitze und Staub die Herrschaft übernommen. Es war bestimmt 30° C warm, wenn nicht mehr. Ungewöhnlich warm für einen Septembertag, aber die Dachziegel heizten den Raum auch nach Kräften an.

WUMM! Der noch nicht ganz leere Karton ließ bei seiner Landung das Haus erbeben. Tom lachte innerlich. Gleich würde die dicke Nachbarin wieder vor der Tür stehen. Die hatte auch nichts Besseres zu tun, als sich zu beschweren.

Im Endspurt beförderte er die übrigen Bücher – ziemlich unsanft– zu Boden. Dann schwang auch Tom sich die Treppe hinunter. Sein erster Blick galt der Uhr. 14.53 Uhr. Kopfschüttelnd schob er die Kartons mit den Büchern, die er auf beide verteilt hatte, ins Treppenhaus. Neben der Treppe hielt er inne und wischte sich Staub und Schweiß aus dem Gesicht. Er sah die Treppe hinunter – fünfter Stock – und entschied sich für eine sofortige Pause.

Er hatte die Bewegung hinter dem Spion seiner ständig entnervten Nachbarin wohl bemerkt. Umso schneller verschwand er wieder in sein Reich und schlug die Tür hinter sich ins Schloss. Er entschied, dass er für heute genug getan hatte. Die Kisten hatten noch bis morgen Zeit. Die Nachbarin auch. Die Fenster nicht. Wieder hangelte Tom sich die morsche Holztreppe hinauf und schloss mit riesigem Kraftaufwand die Klappfenster. Die quietschten protestierend, als könnten sie nicht verstehen, wieso sie schon geschlossen werden sollten. „Ihr müsstet auch mal wieder geölt werden“, bemerkte Tom kritisch und sah sich zufrieden in der Dachkammer um. Er hatte bis jetzt nur die Hälfte aller Kartons weg gebracht, doch der Raum wirkte schon größer und einladender, vorausgesetzt man mochte Spinnen und Mäuse. Die Ecke, in der der junge Mann gewütet hatte, war schon fast bewohnbar. Befreit von allem Krimskrums. Bis auf ein Buch. Tom runzelte die Stirn, als er den alten Band sah. Er sah verwittert aus, die Schrift in goldenen Lettern war teilweise schon abgeblättert. Auch die Verzierungen am Buchrücken waren sicherlich schon einmal schöner gewesen. Alles in allem sah der dünne Band aus, als würde er bei jeder Berührung auseinander fallen. Tom schüttelte den Kopf. Er war sich ganz sicher gewesen, jedes einzelne dieser verfluchten Dinger nach unten gebracht zu haben! Er nahm es auf. Den aufwirbelnden Staub nahm er gar nicht mehr zur Kenntnis. Das Buch sah alt aus. Unwillig blies Tom den Staub von dem Einband, um den Titel zu lesen. *„Jerusalem oder Über die religiöse Macht und Judentum“* von Moses Mendelssohn. Tom runzelte abermals kritisch die Stirn. Irgendetwas klingelte in seinem Gedächtnis! Allerdings klang es nicht nach einem Wecker, der verkündete, dass er von diesem Schriftsteller schon einmal etwas gehört hatte, sondern eher wie eine schrille Alarmanlage, die eindeutig sagte: „Von dem Typen hast du in der Schule gehört! Leg das Buch weg! Weit weg!“

Sein Deutsch-Leistungskurs hatte seine Spuren bei ihm hinterlassen. Trotzdem immer noch neugierig, blätterte er in dem Buch herum. Enttäuscht stellte er wenige Sekunden später fest, dass kaum ein Wort noch lesbar war. Was sollte man mit einem Buch, das man nicht mehr lesen konnte? Letztendlich war auf der ersten Seite doch noch etwas lesbar. Dort stand noch einmal der Titel, Autor und das Herausgabedatum. 1783. Tom zog eine Augenbraue hoch. Jetzt fiel ihm wieder ein, was ihm der Name Moses Mendelssohn sagte. Das war der Freund von dem Dichter gewesen. Wie hieß er noch gleich? Lessing? Der junge Mann nickte grinsend. Stimmt. Der war es gewesen. Wer hieß sonst mit Vornamen Gotthold? Für einen kurzen Moment dachte Tom darüber nach, das Buch zu den

„Völlig entsetzt stand Tom vor dem Fernseher.“

anderen zu legen und es von der Müllabfuhr mitnehmen zu lassen, doch dann erinnerte er sich an das Herausgabedatum. 1783. Das war bestimmt was wert. Mit dem Buch in der Hand stieg er die gefährlich knirschende Treppe herab, zog sie wieder an die Decke in ihre Halterung und ging ins Wohnzimmer. Dort legte er den Band unschlüssig auf den Stubentisch vor seinem Sofa. Fast in derselben Bewegung schaltete er den Fernseher an. Vor ihm lag ein gemütlicher Fernsehabend. Vielleicht würde er das Buch später noch einmal genauer unter die Lupe nehmen. Jetzt war er eindeutig zu hungrig dazu. Zuerst ging er ins Bad und wusch sich den größten Schmutz ab. Duschen würde er später. Dann endlich fiel er über seinen Kühlschrank her. Er wusste nicht genau, wie lange er in der Küche herum wirtschaftete, jedenfalls ließ ihn eine Meldung im Fernseher, der so laut gestellt war, dass man ihn in der ganzen Wohnung – und wohl auch in der Nachbarwohnung – hören konnte, aufhorchen. *Die beiden Flugzeuge des Typs Boing wurden wohl von ausgebildeten Terroristen geflogen, anders kann sich keiner von der Fluggesellschaft diesen Terroranschlag erklären. Ein weiter Bereich um das World Trade Center ist abgesperrt. An den Absperrungen warten jetzt schon viele Angehörige auf Mitteilungen der Feuerwehrleute. Vielleicht hat ja irgendjemand dieses Massaker überlebt? Die Polizei und die Feuerwehr hält das für eher unwahrscheinlich. Wie es zu diesem Terrorakt kommen konnte...*

Völlig entsetzt stand Tom vor dem Fernseher. Das World Trade Center? Zerstört? Wie viele Menschen mussten dabei ums Leben gekommen sein? Wer konnte so etwas nur tun? Über den Bildschirm flackerten Bilder von weinenden Menschen und dem brennenden Gebäude im Hintergrund. Feuerwehrmänner eilten hin und her, versuchten das Feuer zu löschen. Polizisten versuchten, die aufgebrachten Menschen im Zaum zu halten. Hubschrauber kreisten über dem brennenden Gebäude. Chaos, wohin man blickte.

Plötzlich fühlten sich Toms Beine ganz taub an. Er musste sich setzen. Dabei fiel sein Blick auf das Buch, das er von oben mit herunter genommen hatte. Es war aufgeschlagen, obwohl er sich sicher war, es geschlossen auf den Tisch gelegt zu haben.

Tom sah näher hin und stellte fest, dass ein paar Buchstaben auf dieser Seite noch nicht ganz unleserlich geworden waren. Diese Worte raubten ihm mindestens genauso den Atem wie die Bilder, die immer noch über den Bildschirm flimmerten.

„Liebet die Wahrheit! Liebet den Frieden!“

Dahinter züngelten wilde Flammen aus den oberen Stockwerken der Twin Towers. Plötzlich hörte man ein markerschütterndes Knirschen. Langsam, ganz langsam brach der obere Teil eines der Gebäude, um dann im Fall immer schneller zu werden. Menschen liefen um ihr Leben, doch der Turm fiel immer weiter. Bis er schließlich am Boden zerbarst.

Carolin Thal

Streitgespräch zweier Aufklärer

*Fiktiver Dialog Friedrichs II. und Gotthold E. Lessings
nach dem Vorbild des „Todtengespräch“, verfasst von Ersterem.*

Lessing: Und, mein Herr, was habt Ihr – wenn ich fragen darf – im Laufe Eures jämmerlichen Erdenlebens vollbracht?

Friedrich: Halte Er seine Zunge zurück, Lessing, mein Leben war zwar reich nicht nur an Tiefen, aber jämmerlich war es deshalb noch lange nicht. Ich kann auf ein Dasein voller Ruhm und guter Taten zurückblicken, deretwegen man meiner noch lange gedenken wird.

L: Ruhm, was bedeutet mir Ruhm, wenn man ihn in der Weise erlangt, dass man tausende Männer ruhiger Hand in den Tod schickt?

F: Wie ich schon sagte, Lessing, zum Leben eines Feldherrn gehören auch Bataillen, die nicht gewonnen wurden, aber ich habe stets den Einsatz von Waffengewalt als grausamsten, hassenswertesten und letzten Weg eines Fürsten gesehen. Und Er muss doch zugeben, dass es Umstände gibt, in welchen Waffengewalt die Freiheit der Völker gegen Unterdrückung verteidigen muss.

L: Oh, ich hasse den Krieg, diesen blutigen Prozess, der Menschen wie meinen lieben Freund Ewald von Kleist durch übersteigerten Heroismus dazu bringt, wie Philotas den Tod zu suchen. Aber welche Umstände meint Ihr? Etwa diejenigen, die Euch zwangen, durch den verbrecherischen Überfall auf Schlesien, der allem in Eurem „Antimachiavell“ Geschriebenen widerspricht, die dortigen Protestanten vor der österreichischen Inquisition zu retten?

F: Freilich habe auch ich die Fratze des Krieges mehr als genug erblicken müssen, und auch ich habe viele Freunde verloren. Aber hätte ich die einmalige Gelegenheit, Preußen und den Protestantismus gegen den Despotismus Maria Theresias bedeutend zu stärken, ja vor der Vernichtung zu bewahren, ungenutzt verstreichen lassen sollen? Selbst Christian Wolff und Kant haben mir im Grunde in diesem Punkt zugestimmt. Und was mein eigenes Werk betrifft, über das Er, ohne es mit Sorgfalt gelesen zu haben, schwadroniert, dort steht geschrieben, dass „es bedauerliche Notwendigkeiten gibt, die es einem Fürsten unvermeidlich machen, Bündnisse und Verträge zu brechen [...], vor allem aber muss das Wohl seines Volkes und der harte Zwang des Unvermeidlichen ihm diesen Schritt aufnötigen.“

L: Nun, mein Herr, ich muß erkennen, dass Ihr nur schwer von Eurer Position zu entfernen seid. Aber als Ruhmestat könntet Ihr es dennoch nur schwerlich darstellen, wenn es so selbstverständlich und notwendig war. Bedenkt, mein Herr, nicht alles, was unter dem Banner der Ehre geschieht, ist auch ehrenvoll. Das ist zu sehen besonders an Odoardo Galotti, einem Manne, der seiner bürgerlichen Wertvorstellung so sehr verhaftet war, dass er, um ihretwillen, sogar seine Tochter tötete.

„Ein jeder soll nach seiner Fassung selig werden.“

F: Da hat Er Recht, Lessing, da hat Er Recht, das klingt ganz nach meinem Vater, der im Willen, mich in sein Bild eines würdigen Kronprinzen zu zwingen, zwar nicht mein, aber das Leben meines teuren Kette nahm.

L: (erst leise): Wie sich doch alle gleichen. Auch mein alter Vater was stets unzufrieden und besorgt um meinen Werdegang, ich habe es ihm nie recht machen können. Aber was hätte ich auch im Göttinger philologischen Seminar gesollt? Aus Angst, ich unterläge schlechtem Einfluss, holte mein Vater mich sogar einmal mit Lügen über eine tödliche Krankheit meiner Mutter nach Hause. Der alte Knabe. Aber was meintet Ihr vorhin mit den „guten Taten“, derer die Nachwelt fürderhin gedenken soll? Etwa die prunkvollen Reiterspiele in Berlin, die mir nicht den halben Taler wert waren, den ich zu zahlen hatte, als ob nicht schon genug Eurer Untertanen für sie hätten aufkommen müssen?

F: Es ist nicht meine Schuld, dass Er nicht das Auge eines Mannes hat, das sich am Exerzienspiel einer stolzen Schwadron erfreut! Nein, mit den guten Taten meinte ich meine unermüdlichen Bemühungen um meines Volkes willen auf den Gebieten der Rechtspflege, der Landwirtschaft und des Handels. Sehe Er sich doch meine Untertanen an, es geht ihnen so gut wie zu keiner anderen Zeit.

L: Solange Ihr einmal keinen Krieg führt, was nur selten der Fall ist. Aber woher wollt Ihr überhaupt wissen, was das Volk braucht? Gehört Ihr ihm denn an? Niemand kann bestimmen, was dem Wohle des Volkes am zuträglichsten ist, schon gar kein Staat, dessen Aufgabe es nur sein soll, den Bürgern die richtigen Conditions zu geben, auf dass sich ein jeder einzelne nach seiner Fassung entfalten könne. Soll ein Staat die Menschen nicht überhaupt vereinen, um sie glücklich werden zu lassen? Und doch trennt er sie durch Religions-, durch Staats- und Standeszugehörigkeit. Wie steht es um die aufklärerische Idee der Gleichheit aller in einem Staate, in dem es Bürgern verboten ist, Rittergüter zu erwerben?

F: Er versteht so wenig von dem, was Er da redt, Lessing, dass Er mir schon meine eigenen Worte vorhält. „Ein jeder soll nach seiner Fassung selig werden“. Er kommt nicht umhin zu gestehen, dass Preußen unter meiner Herrschaft zum tolerantesten Staate Europas geworden, wessen mich sogar Kant lobte! Was gibt es Wichtigeres und Reineres, als sich klaren Sinnes seines Geistes zu bedienen? Daher habe ich ebenso wie das Oderbruch die Künste und Wissenschaften zum Erblühen gebracht, habe Wolff, der unter meinem Vater schmählich verbannt, nach Halle zurückberufen und Voltaire, das Genie unter den Weisen Europas, nach Berlin holen können.

L: Voltaire. Mein Leben lang habe ich gegen ihn geschrieben, der sich zu Eurer Marionette degradierte und sich zu fein war, mich an seinen Tisch zu holen! Ihr habt immer Beachtung für die Franzosen gehabt, nie die Werke eines Klopstock, eines Mendelssohn oder des jungen Goethe gewürdigt.

F: Erreg Er sich nicht über den Dichterkönig, meinen Freund, der als einziger Gedanken über die Metaphysik in Verse brachte, der die „Henriade“ geschrieben hat. Im Gegenteil, Voltaire hätte jedes Recht gehabt, Ihm zu zürnen, nachdem Er einen Ihm gütiger Weise anvertrauten Vordruck eines Werkes jenes Meisters des Wortes, der die Laterne der Aufklärung so hoch hielt wie kein zweiter, grob an die Öffentlichkeit hat bringen wollen, oder was hat Er zu dieser Affaire vorzubringen?

L: Nun ja. ...

F: Einen solchen Menschen wollte ich nicht in meinem Staatsdienst haben, selbst nicht als Er demütig kam und um eine Anstellung als Bibliothekar bat. Und in der Tat, die französische Kultur steht weit über dem bauerlichen Geschreibsel, was in unseren Landen publiziert wird.

L(leise): Wie zum Beispiel Minna von Barnhelm, in dem Ihr nur schlecht davon kommt.

F: Doch es gibt auch Ausnahmen, wie Christian F. Gellert, oder den urpreußischen Dichter Gleim mit seinen „Preußischen Kriegsliedern“, den ich selbst empfangen habe.

L: Ja, mein einfacher Freund Gleim, der alle unterstützte, so dass sich niemand die Wahrheit zu sagen getraute über seine Wiedergabe der Von-Kleistschen Feldpostbriefe, die er aber wenigstens in der naiven Ausdruckweise der niedrigen Stände, die wir das Volk zu nennen pflegen, wiedergibt. Dadurch, und auf Grund meiner Erfahrungen über das preußische Militär, die ich bei meinem alten, ehrlichen Tautentzien in Breslau machte, kam ich auf die Idee, mit Tellheim in der „Minna“ den Tugenden meines armen Freundes Kleist ein würdiges Denkmal zu setzen.

E: Na, auch Er kommt nicht umhin, die preußischen Tugenden Disziplin, Ordnung und Pünktlichkeit zu loben. Aber einem Offizier des preußischen Königs Bestechlichkeit anzuhängen, wie in „Minna von Barnheim“ geschehen, geht doch zu weit.

L: Mein Herr, ich bin weder Preuße, wie die Sachsen sagen, noch, wie die Preußen mir vorhalten, Erzsachse. Ich bin Deutscher!

Paul F. Trumpf

Tod der Lieben

... „Kann ich das Licht anmachen?“

„Mh, was 'n?“, grummelte er tonlos in sein Telefon. Man hatte ihn einfach so geweckt. Genervt sah er auf die leuchtenden Zahlen seines Digitalweckers auf seinem Nachttisch. 4:33 blinkte es.

„Wenn es jetzt nicht wichtig ist, Emile“, brummelte er.

Kein Frühaufsteher und ziemlich nachtragend, das waren seine herausragenden schlechten Eigenschaften.

Emile, seine Sekretärin, saß am Ende der anderen Leitung vor ihrer zwölften Tasse Kaffee. Sie hatte in dieser Nacht noch gar nicht geschlafen, obwohl ihre Augen vor Müdigkeit brannten. Zu wichtig war diese Angelegenheit, zu wichtig für Auflage und Einkommen, als dass sie ein Auge zubekommen hätte. Axel wurde langsam wach und begann, immer noch den Hörer fest ans Ohr gedrückt, damit sich anzuziehen.

„Er ist da und wir haben es geschafft, dass er sich zu einem Gespräch mit uns herablässt. Jetzt beeil dich und komm her. Ich treffe inzwischen die letzten Vorbereitungen. – Ach übrigens, Freddi hat sich endlich auf ein Thema festlegen können, es ist jetzt ‚Verlust der Lieben‘.“ Emile ließ den Hörer aufs Telefon sinken und begann sofort damit, einen Raum vorzubereiten. Axel kämpfte noch mit seiner Krawatte, als sich langsam die Selbstzweifel an ihn heranschlichen. Freddi, der Redaktionsleiter, hatte also das Thema festgesetzt.

Er hatte schon immer ein gutes Gefühl dafür, was die Leser haben wollten. Aber ihn darauf loszulassen war in Axels Augen weit mehr als ein makabrer Scherz. Eine Demütigung. Er hatte selbst erst seine Frau verloren und wollte nun wieder mit der Arbeit beginnen, aber doch nicht unter derartigen Bedingungen. Als er im Büro ankam, war schon alles vorbereitet. Freddi und Emile, die sich bis zuletzt um alles gekümmert hatten, standen tatenlos da und warteten. Axel betrat den Raum, ein Tisch, zwei Stühle, ein Block, Stifte, Diktiergerät und kahle Wände. Durch das einzige Fenster fiel die fahle Morgenröte. „Kann ich das Licht anmachen?“ fragte Axel und richtete seine Stimme an den besetzten linken Stuhl. „Nein, es genügt mir die natürliche Beleuchtung“, erklang die Stimme seines Gegenübers, er saß in einer dunklen Ecke des Raumes und die Art, wie er redete, machte Axel den Ernst der Lage bewusst. Bald würde er also alles über Gotthold Ephraim Lessings schweres Schicksal erfahren und seinem eigenen ein weiteres Mal ins Gesicht blicken müssen.

„Meine Worte gelangen umgehend zum Volk? Mein Denken änderte sich keinesfalls, in keinem Falle beschleichen mich die Zweifel, es überrascht mich nur zu sehr, in dieser Zeit abzudrucken. Oh, und was weckt ihr Interesse aufs äußerste? Mein Hiersein ist begrenzt, und morgen endet meine Reise, Sie in dieser Zeit an all meinen Erlebnissen teilhaben zu lassen wäre wohl zu lang gewählt.“

„Nein“, Axels Augen hatten sich mittlerweile an das schummrige Licht gewöhnt und so erkannte er die Umrisse seines Gegenübers, „unser Thema betrifft den Tod Ihrer Frau und Ihres Sohnes, wenn ich das so plump ausdrücken darf.“

... *„Ein hübscher Junge war er...“*

„Oh.“ Mehr als dieser kleine Seufzer entfuhr ihm nicht. Gedankenverloren saß der alte Mann da und regte sich nicht. „Mh, gut. Bevor wir also beginnen, noch eins: Daten interessieren mich nicht, dass habe ich alles in mehreren Werken von Ihnen und über Sie nachlesen können, mich – oder eher unsere Leser – interessieren Ihre ganz persönlichen Gefühle, Gedanken, kurz Lessing ganz privat. Oh und noch etwas, wie kann ich Sie ansprechen?“

„Gut, Gotthold soll uns hier genügen, so sehen wir einander als alte Bekannte und der Zwang, der diesem Gespräch obliegt, wird sich dann abwenden.“ Gotthold fuhr sich seelenruhig durchs Haar, setzte sich dann aufrecht hin, faltete die Hände auf dem Tisch und nickte. Axel konnte beginnen, umständlich stellte er das Diktiergerät an, richtete seinen Blick auf Gotthold und legte los.

„Ihre Frau war schon ein paar Tage sehr krank, bevor sie starb, und Sie begleiteten sie am Krankenbett. Ahnten Sie, dass es bald zu Ende gehen würde?“ „Nein, vielmehr habe ich versucht, nicht daran zu denken, die Hoffnung war es, die uns in diesen schweren Stunden vor allem begleitet hatte, letztlich haben mich dann doch beide verlassen. Eine schwere Stunde war es, da ich diese Erfahrung gemacht habe, aber unser beider Freunde Beileid konnte ich mir sicher sein, was mir schon gut getan hat.“

Axel sah ihn an, er wusste, wie sich sein Gegenüber fühlen musste, die Stärke, die er versuchte zu zeigen, war meisterhaft gewählt. Ihm selbst war es nicht so leicht gefallen, einfach nach vorn zu blicken und weiter zu machen. Er hatte sich verkrochen, wollte niemanden sehen und nicht einmal die mit ihm Trauernden empfangen, nachdem seine Frau zu Grabe getragen wurde.

„Sie haben Sie sehr geliebt, nicht wahr?“, fragte er und versuchte die starren Züge in Gottholds Gesicht so zu erweichen.

„Wie ich es zu meiner Zeit schon geschrieben habe, nehmt denn für gestanden an, was ihr verlangt: Dass ich sie liebe; dass ich nicht begreife, wie ohne sie ich leben werde, so erging es mir zu jener Zeit, aber heute, nun, ich finde mich zurecht.“ Axel glaubte ein andächtiges Lächeln entdeckt zu haben, aber so schnell es gekommen war, war es auch schon wieder verschwunden. Er war verwirrt, einem Mann von solcher Selbstbeherrschung war er noch nicht begegnet. Ihm selbst kamen schon die Tränen, wenn er nur an seine Frau dachte, wie sie morgens in ihren Bademantel schlüpfte um ins Bad zu gehen und wie sich dabei ihr zerzaustes Haar auf ihren Schultern lockte, oder wenn er meinte ihr glockenhelles Lachen wahrzunehmen. Eine Weile noch saß er da und dachte nach. Wenn er an sie dachte, war er glücklich und am Boden zerstört zugleich, die Tränen kamen nicht, aber dafür die Einsamkeit.

„Erzählen Sie mir von Ihrem Sohn, so ein kurzes...“, wollte er fragen und sich wieder auf seine eigentliche Aufgabe besinnen, doch da unterbrach Gotthold ihn auch schon:

„Ja, so ein kurzes Vaterglück. Ich kann mir nicht helfen, ich weiß kaum, dass ich Vater gewesen bin. Die Freude war so kurz, und die Betrübnis ward von der größten Besorgnis so überschrien. Ein hübscher Junge war er, gesund und munter eigentlich, aber wie man sich doch irren kann. Haben Sie Kinder?“

„Nein, dieses Glück hatten wir nicht, sie konnte keine bekommen.“ Axels Augen wurden glasig. „Konnte? Was macht sie also jetzt?“ Gotthold lehnte sich nach vorn und das Licht fiel in sein Gesicht, es war entspannter.

„Sie ist tot, sie starb vor einem Monat bei einem Unfall, der Notarzt kam zu spät und ich konnte nichts für sie tun.“ Seine Stimme war gefasst und doch rann ihm eine Träne über die Wange, als sich die Bilder wieder vor ihm aufbauten, verstohlen wischte er sie weg und sah auf.

„So teilen wir uns ein Schicksal.“ Nachdenklich saßen sie sich eine Weile gegenüber. Lange Zeit sagten sie nichts, hingen nur ihren eigenen Gedanken nach und ließen die Welt um sie herum verschwimmen.

„Aber das ist nichts, womit ich Sie belasten möchte“, sagte Axel plötzlich, das Klicken des Diktiergerätes hatte ihn aus seinen Gedanken hochschrecken lassen. „Ich verstehe, der Schmerz, der so auch Ihnen vergönnt ward, rastet wohl noch.“ Gotthold sah ihm in die Augen, nun endlich sah man, wie auch er sich fühlte. Axel war verblüfft. Er hatte einen solchen Moment nicht erwartet, wo er doch sonst immer alles berechnete. Das Interview hatte die Seiten gewechselt und nun war er derjenige, welcher sich offenbaren musste. Diese Idee sagte ihm erst gar nicht zu, doch je länger er darüber nachdachte, umso gewisser wurde er sich, dass dies der Augenblick war, in dem er die Gelegenheit finden würde sich zu öffnen.

„Und wie“, antwortete er, „ich kann sie einfach nicht vergessen, ich habe es versucht, mit allem möglichen, mit Arbeit oder Nichtstun, aber sie geht mir nicht mehr aus dem Kopf. Wie kann ich je wieder abends ins Bett gehen und ruhig einschlafen, ohne auf den leeren Flecken neben mir zu starren und darüber nachdenken, was ich nicht doch hätte tun können?“

Er ballte die Fäuste und zwang sich nicht zu sehr außer sich zu gehen. „Ging es Ihnen denn so anders als mir jetzt? Wie haben Sie denn Ihre Lieben vergessen können, oder liegen Sie auch nachts wach und wünschen sich, Sie hätten es ungeschehen machen können?“

„Ich habe sie keinesfalls vergessen, nie werde ich das können. Es sind die guten Geschehnisse, derer ich mich erinnere, und um keinen Preis würde ich das missen wollen. Die letzten Tage waren wahrlich nicht von Glück gekrönt, aber auch sie will ich behalten. Könnte ich etwas ändern, so hätte ich es längst getan. Das sind Erfahrungen, die wir machen müssen, der Mensch lernt ständig und es mag Sie verwirren, aber es wird eine Zeit kommen, in der Sie nicht mehr trauern, sondern fröhlich zurückblicken werden, auf all das, was war, Sie werden sich der schönen Dinge erinnern.“

„Bisher sind Sie der einzige Mensch, Gotthold, der so mit mir redet. Es tut wirklich gut, sich Luft zu machen. Aber denken Sie denn nicht an Ihren Sohn, und was ist mit den Erfahrungen? Ich könnte getrost darauf verzichten. Ist das nicht nur ein Versteck, in das Sie sich da flüchten?“ „Mag sein, mein Freund. Mein Sohn weilte nur zu kurz, sein Gesicht und seine Gestalt werd' ich wohl nie vergessen, allein das Gefühl eines stolzen Vaters ist an mir vorbeigezogen. Zu Ihren Worten kann ich nur sagen, dass ich es auch einmal so gut haben wollte wie andere Menschen, aber es ist mir schlecht bekommen.“

...„was hatten die beiden denn dann so lang miteinander geredet?“

Eine ganze Zeit lang unterhielten sie sich so. Sie befragten einander und erzählten von ihren Gefühlen und Gedanken. Axel war nur zu oft den Tränen nahe und Gotthold, der sonst so stark war, zeigte sich von seiner sentimentalsten Seite. Freunde wäre zu viel gesagt, aber sie verstanden sich und halfen sich gegenseitig. Sätze wie „Nein, das missverstehen Sie, ich meine...“ oder „Haben Sie nicht auch...“ oder aber „Ja genau, und dann...“ wurden deutlich öfter ausgesprochen. Man wurde vertrauter.

Das ging eine ganze Zeit lang so, bis Freddi, der die ganze Zeit gespannt mit Emile gewartet hatte, hereinplatzte und sagte:

„Er muss los, habt ihr alles?“ Entsetzt starrten sich die beiden an, die Zeit war wie im Flug vergangen. Und keiner von beiden hatte darauf geachtet.

„Äh, ja, klar, wir wären dann..., nicht wahr?“ Axel war völlig aus dem Gespräch gerissen worden. Gotthold ging es nicht anders, jedoch fing er sich eher. Er stand auf und verließ nach einer kurzen Verabschiedung mit Freddi den Raum.

„Alls gut gegangen?“ Emile stand in der Tür. Neugierig sah sie Axel an und erwartete nun alles von ihm zu hören. Der aber stand auf, nickte kurz und fuhr dann nach Haus in seine Wohnung, wo er sich erschöpft ins Bett legte, einen letzten Blick auf den leeren Fleck neben sich warf und einschlief.

Am nächsten Morgen wurde er ein weiteres Mal unsanft vom Telefon geweckt.

„Ja? Und, hast du alles, was du brauchst?“

„Nein, Freddi dreht durch, du hast die Bänder nicht gewechselt, wir stehen jetzt mit leeren Händen vor der Redaktion und du bist nicht da.“ Emile war außer sich, sie wollte eigentlich alles abtippen und hatte kein Material. Ihre Stimme zitterte vor Ärger, sie bangte um ihren Job, und mit Freddi im Nacken wollte sie schon gar nichts ohne Axel anfangen.

Axel schob sich aus dem Bett und fuhr dann bald los. Den Artikel hatte er im Nu fertig, er handelte vom Tod der Lieben, aber es war ein sehr allgemeiner Artikel mit Verweisen auf Lessing und Zitaten. Freddi war ungehalten, Emile verstand Axel nicht, was hatten die beiden denn dann so lang miteinander geredet?

Der Rest der Redaktion war beruhigt. Die Auflage hielt sich im Bereich des Normalen und Freddi nahm sich vor, lieber wieder zu Tierreportagen zurückzukehren, als Axel ein weiteres Mal auf längst verstorbene Personen anzusetzen und dann doch nichts zu erfahren.

Als ob es unter uns Schreiberlingen Dinge gibt, die persönlich bleiben sollten, dachte er nur.

Imke Peters

Weitere interessante Beiträge

Jonas Teschke , Kl. 7, Rudolf Steiner Schule Harburg	50
<i>Lob der Gewalt</i>	
Hanne Matner , Kl. 6, Albert-Schweitzer-Gymnasium	51
<i>Die unzufriedenen Schafe</i>	
Gesa Johanna Krohn , S 1, Luisen-Gymnasium	52
<i>G. E. Lessing über seinen Freund Moses Mendelssohn</i>	
Sabrina Maria Quint , S1, Luisen-Gymnasium	54
<i>Die Zeit ist reif für einen neuen Nathan</i>	
Magdalene Gabrys , S 1, Luisen-Gymnasium	56
<i>So habe ich das doch gar nicht gemeint</i>	

Lob auf die Gewalt

Nun bin ich 16 Jahre alt
Und fühl in mir sehr viel Gewalt.
Ich bin der König in der Stadt
Und mache alle Leute platt.
Ich habe Kraft, ich habe Mut:
Schaut her, ich zeig' euch meine Wut.

Ich werfe diesen großen Stein
In die gelbe Telefonzelle rein.
Herrlich, dieses laute Klingen,
wenn die Glasscheiben zerspringen.
Und nun ist's endlich vorbei
Mit der Telefoniererei.

Ich geh' zurück zu meinem Rad, und
– Mein Reifen, der war platt.

Mein neues Fahrrad war zerstört,
Weil's dem Täter nicht gehört.
Diese Gang war ziemlich feige,
Das bringe ich gleich zur Anzeige.

Die Täter wurden schnell gefasst,
Denn sie machten gerade Rast.
Grinsend schau' ich zu ihnen rüber,
Unnütze Gewalt - da steh' ich drüber.
Eins hab' ich dabei kapiert:
Wer brutal ist, der verliert.

Jonas Teschke

Die unzufriedenen Schafe

...„Wir wollen etwas erleben!“

Eine Schafherde war sehr unzufrieden mit ihrem Leben. Sie wollten etwas Spannendes erleben, wollten nicht immer nur auf derselben Wiese grasen. So gingen sie zum Hirtenhund und sprachen: „Wir wollen mal etwas anderes machen als immer nur fressen, immer nur auf derselben Wiese zu grasen. Wir wollen etwas erleben!“

„ Gut“, sprach der Hirtenhund und brachte die Herde auf eine andere Wiese. Dort gab es mehrere Hügel, einen Teich und schönes, hohes Gras mit Sommerblumen.

Aber auch dort langweilten sich die Schafe schnell und verlangten nach etwas Spannendem. Die Herde sagte: „Wir wollen etwas Aufregendes erleben! Wir wollen zu einem anderen Ort!“

Da brachte sie der Hirtenhund zu einem nahen Wald. Hier sah wirklich alles ganz anders aus. Doch schon bald klagte ein kleines Schaf: „Hier ist doch auch nichts los. Wir wollten doch was erleben!“

Das hörten fünf Wölfe, sprangen hinter den Bäumen hervor und riefen: „Nichts los?“ Sie stürzten sich auf die Schafe und verschlangen sie.

Lehre: Man soll auch mal mit dem zufrieden sein, was man hat. Und nicht immer mehr verlangen.

Hanne Matner

G. E. Lessing über seinen Freund Moses Mendelssohn

oder : Eine Vorschau in die Sprache eines deutschen Jugendlichen im Jahre 2020

1. Mein Freund Moses

In der 2. Hälfte des Jahres 1754 traf ich ihn zum ersten Mal: Moses Mendelssohn, der von nun an einer meiner teuersten Freunde werden sollte. Wir waren zwar beide gerade 25 Jahre alt, doch wie sich herausstellte, bis jetzt einen grundlegend verschiedenen Lebensweg gegangen.

Vom ersten Moment an spürten wir ein uns bis dahin unbekanntes Gefühl des tiefen Vertrauens und der Zusammengehörigkeit. Ich erfuhr von dem noch „Fremden“, dem buckligen, stotternden, profund denkenden Sohn eines Tora-Schreibers aus Dessau, was er schon erlebt hatte. Tief beeindruckt, auch von seiner bescheidenen Art, hörte ich gespannt zu.

Moses erhielt ab einem Alter von sechs Jahren Unterricht an einer höheren Schule für Talmud-Studien bei dem Rabbiner David Fränkel, der allseits bekannt war. Fränkel war es auch, der Moses nach Berlin brachte, als er selbst hier Oberrabbiner wurde und Moses ihm folgte. Als er den Namen David Fränkel erwähnte, wurde seine Stimme leise und sentimental.

Ich fragte mich, ob er ihn vielleicht länger nicht mehr gesehen hatte und er ihm fehlte. Neben seinen Talmud-Studien begann er sich auch die moderne europäische Kunst anzueignen. Moses erarbeitete sich in mühsamen Selbststudien und mit spärlichem Privatunterricht zuerst die deutsche Sprache (seine Muttersprache war Jiddisch), später auch Latein, Französisch, Englisch und Griechisch. Darüber hinaus studierte er Philosophie und Mathematik. Dieser Drang nach Wissen und dieses Durchhaltevermögen von Moses beeindruckten mich zutiefst. Seinen Unterhalt verdiente er zunächst durch das Abschreiben hebräischer Texte. Seit vier Jahren war er Hauslehrer bei dem Seidenwarenhändler Bernhard, der ihn dieses Jahr zum Buchhalter seiner Seidenmanufaktur machte.

Nachdem er mir dies alles erzählt hatte, sah er mich mit einem fragenden und zugleich fordernden Gesicht an, dass er nun etwas über mein Leben erfahren wolle. Normalerweise hätte ich damit kein Problem gehabt, doch ich fühlte mich ihm gegenüber als privilegierter Mensch, der nie wirklich Barrieren im Leben überwinden musste. Moses war Jude und hatte es deshalb in dieser Zeit in Berlin nicht leicht akzeptiert zu werden und Freundschaften zu schließen. Somit hielt ich die Erläuterungen zu meinem Leben so kurz wie möglich.

Von nun an trafen wir uns häufiger, und was ich damals noch nicht ahnte: Es sollte eine lebenslange Freundschaft werden, von der wir beide profitierten.

2. *Mein friend Mo*

Irgendwann in der zweiten Hälfte 1754 hab ich Moses Mendelssohn getroffen, ab jez einer meiner best friends. Beide 25 Jahre aufm Buckel, doch bisher völlig different, strange things durchgemacht.

From the first time war da was zwischen uns, hey Alder, ich kannte so was nich, vielleicht war's so was wie Vertrauen. Der strenge, stotternde, bucklige Typ, sein Dad war Tora-Schreiber aus Dessau (schon ma gehört, ich nich), laberte mich also von seinem Leben voll. Irgendwie hab ich ihm doch gelistened, cool nä?

Schon mit sechs Jahren wurde der Kerl in eine Schule für Talmud-Studien, weiß der Geier, was das is, bei irgend so'm Rabbiner David Fränkel gesteckt. Dem is Mo nach Berlin hinterher gecruist, weil Fränkel hier Oberrabbiner wurde (wer is so crazy und wird „Oberrabbiner“?) Ey, Digger, du glaubst es nich, ich dachte, der flennt gleich los, als er den Namen Fränkel erwähnte... Völlig crazy hat der sich neben diesem Talmud-Kram auch noch mit der modern european Kunst beschäftigt. Ach ja, dann hat der Typ sich noch fast selbst Deutsch (seine Muttersprache is „Jiddisch“), Französisch, Englisch und Griechisch beigebracht. Philo und Mathe hat der auch noch studiert. Muss, glaub', ich so'n stranges Multitalent gewesen sein, Digger. Seine Bude und sein Fast Food hat er wohl vom Abtippen hebräischer (?) Texte bezahlt. Seit vier Jahren hat er die Kids des Seidenwarenhändlers Bernhard geteached, bis der ihn jez grad zum Buchhalter gemacht hat.

Nachdem ich die Laberstunde einigermaßen survived hatte, sah Mo mich so komisch an. Ich dachte nur, ey Digger, was geht? Vielleicht wollte er was über mein Leben wissen, über mein Pimp-Leben... Alder, ich hatte noch nie so'n Gefühl, aber mein Leben war echt besser als seins, hatte so'ne Art schlechtes Gewissen, glaub' das nennt man so. Mo war Jude und hatte kaum friends in Berlin. Also laberte ich nur kurz über mein Leben als Pimp.

Ab jez hab ich Mo häufiger getroffen und – Digger, was ich damals nie geahnt hätte: es wurde 'ne „friendship for life“ und wir harn beide davon „profitiert“ (gutes Wort, nä? Hab ich aus'm Wörterbuch...).

Gesa Johanna Krohn

Die Zeit ist reif für einen neuen Nathan

„Anschlag auf ein jüdisches Gemeindehaus“ las der ältere Herr halblaut aus der Zeitung vor. „Nein, nicht schon wieder. Jeden Tag neue Schreckensnachrichten! Haben die Menschen denn noch immer nichts verstanden? Auch im 21. Jahrhundert noch nicht? Habe ich denn nicht alles Mögliche versucht, um die Menschen positiv zu beeinflussen? Und nicht nur ich! Aber es hat wohl alles nichts genützt.“ Resigniert legte der Mann seine Hände vor den Kopf. „Was sitzt du denn hier so betrübt, Gotthold?“ Leise hatte sich ein sehr gebrechlich wirkender Herr genähert und setzte sich dem als Gotthold Angesprochenen gegenüber.

„Ach Moses,“ murmelte dieser, „hast du denn noch nicht die Zeitung gelesen?“ „Du meinst die Verwüstung des jüdischen Hauses? Doch, ich habe davon gelesen.“

„Aber dich sollte es doch besonders mitnehmen, dich als Juden.“ Lächelnd hob Moses den Zeigefinger: „Na, na, jetzt widersprichst du dir aber selbst, denn war es nicht immer deine Auffassung, dass wir Menschen und nicht Anhänger einer Religion sein sollen? Und als Menschen nimmt uns diese gemeine und grausame Handlung gleichermaßen mit!“

„Du hast Recht, mein Freund. Ich komme mir nur so nutzlos vor. Als hätte ich ohne Sinn auf jener Welt gelebt, als wäre alles, was ich deutlich zu machen versucht habe, als wertloser alter Krempel abgeschrieben worden, der sowieso für niemanden etwas bedeutet hat.“

„So darfst du das nicht sehen! Man könnte bestimmt eine Bibliothek mit Büchern füllen, die über dich und deine Werke geschrieben worden sind!“

„Auf dieses Prestige kommt es mir gar nicht an.“

„Was hat es mit Prestige zu tun? Merkst du nicht, dass deine Worte viele Menschen bewegt haben? Sie haben sie dazu gebracht, sich mit deiner Weltansicht zu beschäftigen und sogar über sie zu schreiben.“

„Schreiben, schreiben, schreiben kann man viel! Aber steckt auch Leidenschaft darin? Und was nützen viele Bücher über meine Ansichten, wenn keiner danach lebt?“

„Meinst du denn nicht, viele Menschen des 21. Jahrhunderts versuchen tolerant zu leben?“

„Moses, siehst du nicht die Ausländerfeindlichkeit, hast du noch nie vom sogenannten Mobbing gehört, das neueste Wort, das Diskriminierung beschreibt?“

„Natürlich bessert sich alles nur schrittweise, aber hast du tatsächlich damals geglaubt, es würde schnell gehen? Nein! Also warum jammerst du, Gotthold? Toleranz und Akzeptanz brauchen Zeit, um sich zu entwickeln, um im Menschen zu reifen!“

„Jammern nennst du meine Sorgen? Moses, verschließ doch deine Augen nicht vor der Realität. Diese Zeit der Aufklärung war umsonst.“

„Wie kannst du es wagen, so etwas auch nur auszusprechen. Die Aufklärung hat unglaublich viel geleistet!“ „Ha, jetzt nutzt du also auch schon das Wort, um das

... „Beruhige dich, Gotthold!“

sich alles da unten dreht: Leistung! Die Menschen leben, um zu leisten, um die Klügsten, die Besten zu sein. Es ist wie ein Zwang! Es macht sie unmenschlich, sie sehen nur noch sich und die Möglichkeiten, Erfolge zu erringen. Weißt du, was wir brauchen, Moses?

Eine neue Aufklärung! Eine Aufklärung, die den Menschen wegführt vom verstandesgemäßen, in Erfolgen messenden Denken und hin zum gefühlvollen Denken. Ich sehe kaum noch wahre Gefühle. Neid und Angst vor dem Versagen ersticken sie, und Argwohn und Intoleranz breiten sich aus. So sehe ich das.“

„Die Menschen müssen liebevoller miteinander umgehen, du hast Recht mit dieser nicht ganz neuen Erkenntnis. Du irrst aber, wenn du jenen jetzigen Menschen da unten vorwirfst, sie wären anders als ihre vorangegangenen Generationen. Du hast doch schon vor mehr als 200 Jahren über die Unmenschlichkeit geklagt. Dies sind doch keine neuen Probleme!“

„Ja, siehst du, die Aufklärung war umsonst, denn das alte Problem existiert immer noch.“

„Gotthold, ich glaube, wir sprechen ein anderes Mal weiter, du bist zu erregt, um heute gerecht über die Aufklärung urteilen zu können!“

Moses stand abrupt auf und entfernte sich.

„Wo findest du denn heute noch einen echten ‚Nathan den Weisen‘ in der Welt, der versucht, ein Vorbild zu sein?“, rief Gotthold seinem Freund hinterher, seine Stimme verriet unterdrückte Wut und seine Gesten waren hektisch und schnell.

Langsam drehte sich Moses um, er schien zu überlegen, dann antwortete er ruhig: „Meinst du denn, dein Nathan wäre im 21. Jahrhundert noch 100%ig zeitgemäß?“

Sein Freund ließ nach einem Moment der Überraschung seiner angestauten Wut freien Lauf und schrie unbeherrscht: „Seit etlichen Minuten versuche ich dir doch genau das schon zu erklären: Mein Nathan und sämtliche Werke der Aufklärung haben heute keine Bedeutung mehr!“

„Beruhige dich, Gotthold! Alles, was ich dir sagen wollte, ist, was du vorhin schon selbst erkannt hast: Wir brauchen eine neue Aufklärung, die den Menschen des 21. Jahrhunderts hilft, gefühlvoller zu leben. Die Zeit ist reif für einen neuen Nathan!“

Sabrina Maria Quint

„So habe ich das doch gar nicht gemeint“

Lessing im Deutschunterricht eines Grundkurses

Einakter

1. Szene

Der Deutschunterricht hat begonnen. Heute ein ganz besonderer Tag für die Lehrerin, Frau von Leichtsinn.

Lehrerin: So, ihr setzt euch jetzt mal bitte hin, du auch, Manni, denn in wenigen Augenblicken wird der für mich größte deutsche Literat nach Goethe, Gotthold Ephraim Lessing, zu uns treten. Er wird an unseren höchst geistreichen Ausführungen zu seinem Werk *Nathan der Weise* stillschweigend, natürlich aber auch, wenn er will, lautschweigend (haha-hah) teilhaben.

(Schüler weniger begeistert, schauen sich gelangweilt um und verdrehen die Augen)

Ich bitte euch also, heute die Gelegenheit, den Meister seines Werkes bei uns zu haben, auszunutzen, denn er ist ja nicht alle Tage hier.

(Draußen werden Schritte hörbar, die Lehrerin beginnt nervös auf ihrem Stuhl hin und her zu rutschen)

Lehrerin: Großer Gott, Heiliger Jesus, du der im Himmel, steh' mir bei. Ich glaube, er kommt, es ist soweit. Also, wie gesagt, meine Damen und Herren, gebt euch bitte Mühe. Wir wollen den Herrn Lessing ja nicht gleich enttäuschen.

Manni: *(Eigentlich Manfred, ein Mann dieser Zeit. Blondierter Sunnyboy, dreimal täglich im Solarium und nicht zu vergessen seine einzigartigen Goldkettchen)*
Ooah, Frau von Leichtsinn, wat soll'n dat schon wieder werden? Wat soll'n wir denn mit so 'nem Opi aus' m Mittelalter? Dafür krieg'n wir kene Hausaufgaben uf, nä!

Schüler : Genau, wat sollen wir mit so einem?
(Klasse sehr aufgeheitert und laut)

Lehrerin: Also bitte, liebe Klasse, ein bisschen mehr Achtung vor diesem großen Mann und Literaten!

2. Szene

Lessing tritt ein. Die Unruhe geht in eine plötzlich eintretende Stille über. Die Schüler, eben noch mit müden Augen, blicken Lessing nun mit verwunderten, neugierigen Augen an.

Lessing: *(bei sich)* Großer Gott, was müssen meine Augen hier an visuellen Erscheinungen entgegennehmen. Diese körperliche Haltung, wie beleidigend. Diese Kleidung, höchst sonderbar. Was sehe ich da? Metalle im Gesicht? Was ist dem Mädels da bloß passiert? Quälerei?

(Lessings Gedankengänge und die eingetretene Ruhe werden von der Lehrerin unterbrochen. Sie war bereits voller Elan aufgesprungen, begrüßt Lessing höflich und bietet ihm einen Platz an)

Lehrerin: So, meine lieben Schüler, die Aufgabe war, Nathan zu heute fertig zu lesen. Ich bitte euch also, da wir diesen hohen Besuch haben *(wendet den Blick zu Lessing und wirft ihm ein strahlendes Lächeln zu)*, wichtige Punkte und Stellen aus diesem Meisterwerk anzusprechen und sie darauf zu untersuchen, was uns wohl der Herr Lessing damit sagen will.

Lessing: Ich bin sehr gespannt auf Ihre Ausführungen und freue mich sehr über Ihre Einladung.

(Ein Schüler meldet sich)

Streber: Also, ich finde, dass die unauffällige Figur der Daja einen besonderen Stellenwert in Ihrem literarischem Werk einnimmt. In meinen Augen ist sie nämlich nicht nur die unscheinbare Gesellschafterin, sondern die Geliebte Nathans.

Manni: Ja genau! Er ist doch auch nur'n Mann und Männer hab'n Triebe! Nä?

(Klasse lacht aufgeheitert)

Lessing: *(bei sich)* Meine Güte, warum verstehen diese jungen Bürger die Rolle der Daja ganz falsch? Wo ist denn die Rede über Triebe bei Nathan?

(Lessing startet den Versuch, den Schülern die wirkliche Rolle Dajas zu erklären)

Lessing: So hab' ich das doch gar nicht gemeint. Ich habe die Rolle Dajas als Verkörperung der Intoleranz verwendet. Sie ist den Religionen gegenüber nicht wirklich tolerant. Sie ist nur aus wirtschaftlichen Gründen bei Nathan, nicht weil sie ihn liebt.

Schüler: Ich denke, dass eine der wichtigsten Szenen die der Ringparabel ist. In diesem 3. Akt möchte der Vater einen Ring einem der drei Söhne geben. Jedoch kann er sich nicht entscheiden und steht im Zwiespalt. Er beschließt, den Ring zweimal zu kopieren und jedem einen Ring zu überreichen.

Lessing: *(bei sich)* Jawohl, diese jungen Bürger verstehen mich doch! ...
(Wendet sein Wort zum Schüler)

Junger Herr! Fabelhaft! Führen Sie doch bitte Ihren Gedankengang fort, Sie sind auf dem richtigen Weg.

Schüler: Die Tatsache, dass nach dem Tod des Vaters die Brüder sich um das Erbe streiten, zeigt eigentlich, dass keiner von ihnen es wert wäre, diesen Ring zu bekommen, weil sie sich entgegen dem Toleranzgedanken und dem friedlichen Zusammenlebens streiten...
(Lessing, mit immer mehr freudigen Augen, hört gespannt zu)

Manni: *(unterbricht)* Dat lag bestimmt daran, dat die Ringe so hässlich war'n.
(Klasse lacht. Lehrerin greift ein und der vorherige Schüler fährt fort)

Schüler: ... Deshalb, denke ich, stehen die Ringe für das Verhältnis von Eltern, Kindern und Geschwistern...
(Lessing unterbricht)

Lessing: *(für sich)* Wie kommt dieser Bub nur auf so einen absurden Gedanken? Diese Bürger, denken doch tatsächlich so, wie sie ausschauen, ... höchst sonderbar.
(Lessing startet erneut einen Klärungsversuch)

So hab ich das doch gar nicht gemeint! Die drei Ringe repräsentieren die drei wichtigsten Weltreligionen: Das Christentum, den Islam und das Judentum. Die Ringparabel wurde von mir in den 3. Akt gesetzt, also als Höhepunkt von mir gewählt. Sie ist das Zentrum meines Werkes.

Mit der Tatsache, dass man die drei Ringe nicht unterscheiden kann, sprich, niemand weiß, wer den richtigen Ring bzw. die wahre Religion hat, wollte ich zum Ausdruck bringen, dass diese Religionen sich nicht unterscheiden, sondern auch gleich sind. Man kann also auch nicht sagen, welches die wahre Religion ist.

3. Szene

Die Unterrichtsstunde nähert sich langsam dem Ende.

Lehrerin: Ich bin entzückt und begeistert, sehr geehrter Herr Lessing, wie Sie diese Gedanken und, na ja, man muss sagen, teilweise falschen Deutungen über Ihr Meisterwerk aufgenommen haben...

(Die Lehrerin kommt nur wenige Sekunden zu Wort. Manni unterbricht)

Manni: Herr Lessing, Sie sind ja doch nicht – entschuldig'n Sie diesen Ausdruck – so'n Opi. Sie haben ja voll den Plan, was heute bei uns abgeht. Das Thema der verschiedenen Religionen ist ja voll aktuell. Hier leben viele Kulturen mit ihren eigenen Religionen zusammen. Es gibt Stress, aber Sie haben eine konkrete Einstellung, und es stimmt, dass wir alle gleich sind.

(Es klingelt)

Lessing: Meine Damen und Herren, ich freue mich sehr, dass ich Ihnen mein Werk *Nathan der Weise* etwas näher bringen konnte. Denn nicht nur Sie haben heute gelernt, sondern meine Wenigkeit auch. Man sollte diese Toleranz nicht nur speziell auf Religionen beziehen, sondern auf Jedermann; ich hoffe, ich habe Sie zum Denken angeregt!

(Vorhang fällt)

Magdalena Gabrys